

Die Frau hinter der Juchli-Bibel

Seite 31

Ausgabe 2 | 2014

CURAVIVA

Fachzeitschrift Curaviva

Verband Heime & Institutionen Schweiz



Tatort Altersheim

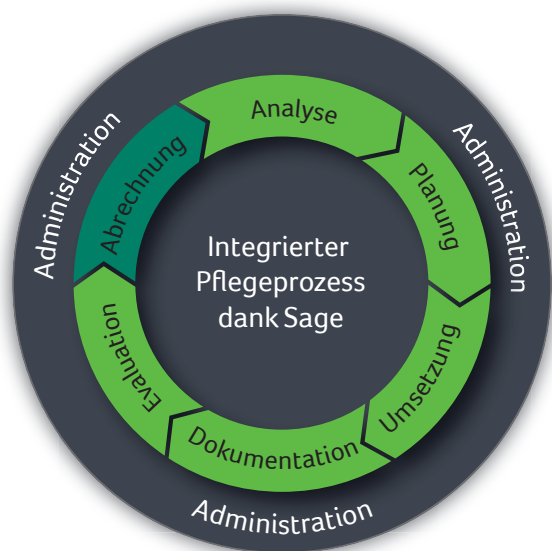
Wie alte Menschen zu Opfern von Verbrechen werden

Pflegeprozess durchgängig gestalten Transparenz schaffen und Kosten senken

Oberstes Ziel in der Pflege ist die gezielte Behandlung des Bewohners, gestützt auf die wissenschaftlich fundierte Analyse, korrekt verrechnet, mit minimalem Administrationsaufwand. Sage bietet dazu die Gesamtlösung, mit welcher der gesamte Pflegeprozess elektronisch, integriert und ohne Medienbrüche in einer einzigen Software abgewickelt werden kann. Alle wichtigen Einstufungs- oder Abrechnungssysteme wie z. B. BESA, RAI oder ePA-LTC stehen dabei flexibel zur Auswahl.

Pflegeprozesse durchgängig abbilden, alles mit einer Lösung

Sage vereinfacht das Arbeiten in Heimen und Pflegeinstitutionen entscheidend. Sie erledigen alle Aufgaben von der Analyse über die Erbringung der Leistung bis hin zur Evaluation mit anschliessender Verrechnung sicher begleitet in einer Software.



Schaffen Sie einen durchgängigen Pflegeprozess

Vereinbaren Sie noch heute Ihren Beratungstermin und besuchen Sie uns unter

www.sageschweiz.ch/ehealth

Sage Schweiz AG
0848 868 848
info@sageschweiz.ch

Volle Transparenz nach den Vorgaben der neuen Pflegefinanzierung

Mit der Sage Heim- und Pflegelösung dokumentieren Sie erbrachte Leistungen lückenlos. Sie erfassen verschiedene Leistungsarten für Pflege oder Betreuung, für Material und Medikamente einfach und zuverlässig. Sie können alle Leistungen abgestützt auf die fundierte Bedarfsabklärung sicher planen, durchführen, nachweisen, evaluieren und korrekt verrechnen. Dadurch schaffen Sie nicht nur Transparenz innerhalb Ihrer Institution, sondern auch gegenüber Bewohnern, Angehörigen und Leistungsträgern.

Hohe Flexibilität sorgt für Investitionsschutz

Egal, welches Einstufungs- oder Abrechnungssystem Sie einsetzen möchten: Mit der Lösung von Sage wählen Sie flexibel, ob Sie z. B. RAI, BESA oder ePA-LTC verwenden möchten. Pro System stehen Ihnen standardisierte Textbausteine in der jeweiligen «Sprache» zur Verfügung, was das tägliche Arbeiten und Dokumentieren erheblich vereinfacht.

Ressourcenschonende Einführung

Bei einer Neueinführung haben Sie die Möglichkeit, Ihre Pflegeleistungen von Anfang an mit praxiserprobten Stammdaten zu erbringen, indem Sie diese einfach in die Software übernehmen. Die Stammdaten werden in Zusammenarbeit mit etablierten Pflegeinstitutionen erarbeitet und laufend aktualisiert. Was normalerweise monatelange Arbeit bedeutet, erfolgt mit der Software von Sage einfach auf Knopfdruck.

Sage steht für Praxisnähe mit langjähriger Kompetenz

Sage verbindet Markt- und Branchenkenntnisse mit umfassendem Know-how aus über 25 Jahre Erfahrung in der Softwareentwicklung zu praxisorientierten Lösungen. Sie werden von Spezialistinnen und Spezialisten beraten und begleitet, welche ihre Kompetenzen in Pflegeberufen und entsprechenden Managementfunktionen im Pflege- bzw. Geriatriebereich aufgebaut haben.

«Alte Menschen, die sich nicht mehr sicher fühlen, verlieren den Zugang zu den Quellen des Lebens.»



Beat Leuenberger

Chefredaktor

Liebe Leserin, lieber Leser

In einer Wohnung, die zum Alterszentrum im zürcherischen Kilchberg gehört, kommt im November des vergangenen Jahres eine 88-jährige Frau zu Tod, nachdem eine Pflegefachperson sie ausgeraubt hat. An die Öffentlichkeit gelangt die schockierende Tat erst im Januar dieses Jahres. Noch ermittelt die Staatsanwaltschaft, die genauen Umstände sind vorläufig nicht bekannt.

Die Redaktion der Fachzeitschrift Curaviva ist der Meinung, es sei angebracht, das Ereignis, hinter dem grosse kriminelle Energie steckt, näher zu beleuchten: Sind Angestellte in der Langzeitpflege in höherem Mass der Versuchung ausgesetzt, die Grenzen der Legalität zu überschreiten? Immerhin haben sie tagtäglich Zugang zur Privatsphäre von schwachen Menschen, die sich nicht wehren können, und häufig auch zu Wertgegenständen und Geld. Diese und andere Fragen beantwortet Elise Tel, Leiterin der Personalberatung bei Curaviva Schweiz, im Interview (ab Seite 21).

So viel ist sicher: Ein Tötungsdelikt mit räuberischer Absicht in einer Altersinstitution ist ein äusserst seltener Einzelfall. Diebstähle dagegen sind es nicht. «Jeder zehnte Heimleiter berichtet uns, dass er damit schon Erfahrungen gemacht hat», sagt Tel und erklärt, worauf es bei der Personalselektion ankommt: auf das Interesse der Bewerberinnen und Bewerber an pflegebedürftigen Menschen. Danach müssten Rekrutierungsverantwortliche von Heimen hartnäckig forschen. Diese messen allerdings der Auswahl der zukünftigen Angestellten «definitiv zu wenig Bedeutung» bei.

Alte Menschen, die sich nicht mehr sicher fühlen, verlieren den Zugang zu den Quellen des Lebens. Das sagt Bettina Ugolini, Leiterin der Beratungsstelle «Leben im Alter» am Zentrum für Gerontologie der Universität Zürich. Die Psychologin zeigt Wege auf, wie kognitiv Gesunde, aber auch Menschen mit Demenz nach traumatischen Erlebnissen zu Vertrauen und Sicherheit zurückfinden (ab Seite 10).

Meine Redaktionskollegin Claudia Weiss hat mit der Heimleiterin in Kilchberg ausführlich gesprochen. Sie berichtet in ihrem Beitrag, wie das Leben in der Zürcher Altersinstitution nach der schrecklichen Tat weitergeht (ab Seite 6).

Redaktionskollege Urs Tremp schliesslich hat zusammengetragen, mit welchen üblen Tricks es dreisten Betrügnern immer wieder gelingt, gutgläubige alte Menschen einzuschüchtern und sie um ihre Ersparnisse zu bringen. Unglaublich, aber wahr: Auch heute noch funktioniert der uralte «Enkeltrick» bestens (ab Seite 14).

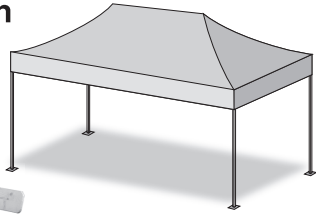
Und auch noch dies: Im vergangenen Jahr widmete die Fachzeitschrift die Juniausgabe dem Thema «Sex und Liebe im Alter». Für den Geschmack der Gerontopsychologin Sandra Oppikofer war dies eindeutig zu viel Sex. Liebe, auch und gerade im Alter, sei viel mehr als Sex, liess sie uns wissen. Wir haben sie gebeten, über wahre Liebe zu schreiben. Sie hat es getan (ab Seite 35). ●

Lehrgang Kunstagogik Nächster Start: Mai 2014

Agogis Weiterbildung
Röntgenstrasse 16 · Postfach · 8031 Zürich
Tel. 043 366 71 40
weiterbildung@agogis.ch · www.agogis.ch

EDUQUA

Festbankgarnituren Arbeitszelle Faltzelle



für professionelle
Anwender

Schöni
PartyWare

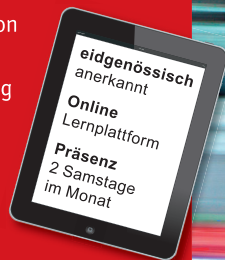
Schöni PartyWare AG
Isenrietstrasse 9a
8617 Mönchaltorf

Tel. 044 984 44 05
Fax 044 984 44 60
www.zeltshop.ch

Meine Weiterbildung startet genau hier.

Berufsbegleitend zum **MAS Gesundheitsförderung**.
Das Erfolgsmodell Fernstudium machts möglich.

- CAS Gesundheitsförderung & Prävention
- CAS Gesundheitspsychologie
- CAS Betriebliche Gesundheitsförderung



FFHS

Fernfachhochschule Schweiz
Zürich | Basel | Bern | Brig

Mitglied der SUPSI

www.ffhs.ch



Stadt Zürich
Fachschule Viventa

Hauswirtschaftliche Berufsbildung

**Im Berufsfeld Hauswirtschaft sind
flexible und vielseitige Fachleute gefragt.**

Neu erworbene Fachkenntnisse und eine gezielte Vertiefung Ihres Praxiswissens ermöglichen Ihnen einen höheren beruflichen Abschluss. Mit dem

Eidgenössischen Fachausweis als Haushalleiter/in

erweitern und verbessern Sie Ihre beruflichen Perspektiven.

**Fühlen Sie sich angesprochen?
Dann zögern Sie nicht uns anzurufen.
Wir geben Ihnen gerne Auskunft.**

Ausbildungsdauer

August 2014 bis Mai 2016, jeweils dienstags,
67 Kurstage.

Für Personen mit einem hauswirtschaftlichen
Berufsabschluss beträgt die Kursdauer 52 Tage.

Ausbildungsinhalte

Ernährung und Verpflegung, Haushaltführung,
Familie und Gesellschaft, Recht, Korrespondenz
und Buchhaltung, Gesundheit und Soziales,
Gäste und Feste, Arbeitsorganisation und
-planung, Projektmanagement, Hauswirtschaft-
liche Dienstleistungen, Schritte in die berufliche
Selbstständigkeit.

Zulassung

Erforderlich sind mindestens 6 Jahre Haushalt-
praxis oder ein Eidgenössischer Fähigkeits-
ausweis in einer beruflichen Grundbildung und
2 Jahre Praxis im Haushalt.

Kosten

bei Wohnsitz in der Stadt Zürich Fr. 3080.-
im Kanton Zürich Fr. 4470.-
in anderen Kantonen Fr. 5860.-

Auskunft /Anmeldung

Fachschule Viventa
Jungholzstrasse 43, 8050 Zürich
Tel. 044 306 70 50

Infoveranstaltung

Dienstag, 11. März 2014, 18.30 Uhr
im Schulhaus Dorflinde,
Schwamendingenstr. 39, 8050 Zürich.

Wir bitten um Ihre Anmeldung.
Tel. 044 306 70 50/Fax 044 306 70 55
viventa@zuerich.ch

www.stadt-zuerich.ch/viventa

Ein Bildungsangebot des Schul- und Sportdepartements

Die Schule für ALLE

Viventa

Angst und Sicherheit



Inhaltsverzeichnis

Jugendforschung



Hochbeet-Gärtnerei



Tatort Altersheim

Tötungsdelikt im Heim

Im Alterszentrum Hochweid in Kilchberg ZH geschieht ein Tötungsdelikt. Wie nehmen das die Menschen dort auf? 6

Erschüttertes Sicherheitsgefühl

Menschen, die überfallen und beraubt werden, haben Mühe, sich wieder sicher zu fühlen. Wie findet man zur Sicherheit zurück? 10

Enkel- und andere Tricks

Die Gutmütigkeit und Gutgläubigkeit von alten Menschen wird oft ausgenutzt. Der Schaden geht in die Millionen. 14

Sicherheit in Heimen

Heimbewohner wollen in Sicherheit leben. Sicherheitskonzepte allein genügen nicht. Es braucht auch Achtsamkeit. 18

Personalauswahl

Die Rekrutierung von Personal bekomme in Alters- und Pflegeheimen viel zu wenig Beachtung, sagt die Fachfrau. 21

Erwachsene Behinderte

Gewaltprävention

Wie können Heime Meldestellen zur Vorbeugung von körperlicher, psychischer und sexualisierter Gewalt aufbauen? 25

Kinder und Jugendliche

Nachruf auf Sam Berns (1996–2014)

Der Amerikaner Sam Berns hatte die Progerie-Krankheit. Sein Schicksal trug dazu bei, dass die Krankheit erforscht wird. 27

Wann gelingt die Jugend?

Ein neues Zentrum für Jugendforschung der Universität Zürich soll die Bedingungen für eine glückliche Jugend erforschen. 28

Soforthilfe für ehemalige Verdingkinder

Menschen, die Opfer von Zwangsmassnahmen wurden und heute finanzielle Schwierigkeiten haben, bekommen Soforthilfe – aus den kantonalen Lotteriefonds. 30

Pflege

Die Krankenpflege-Bibel

Die Schweizer Ordensschwester Liliane Juchli hat den Klassiker zur Krankenpflege geschrieben. Ein Gespräch mit der 80-jährigen. 31

Alter

Wahre Liebe

Wie verändern sich Liebe und Leidenschaft mit dem Alter? Vor allem: Wie bleiben sie wach? 35

Montessori für Menschen mit Demenz

Die Montessori-Methode funktioniert nicht nur für Kinder, sondern auch für alte Menschen mit kognitiven Störungen. Ein Besuch im Alters- und Pflegeheim Les Grèves du Lac in Gletterens FR. 39

Gärtnern ohne Rückenschmerzen

Auch wenn der Körper nicht mehr richtig will: Dank Hochbeeten können alte Menschen weiter ihren Garten pflegen. 42

Journal

Kolumne

44

Kurznachrichten

44

Titelbild: Alterszentrum Hochweid in Kilchberg. Hier geschah 2013 ein Tötungsdelikt. Eine der mutmasslichen Täterinnen: Eine Angestellte des Zentrums. Foto: Keystone

Impressum Redaktion: Beat Leuenberger (leu), Chefredaktor; Claudia Weiss (cw); Anne-Marie Nicole (amn); Urs Tremp (ut) • Korrektorat: Beat Zaugg • Herausgeber: CURAVIVA – Verband Heime und Institutionen Schweiz, 2014, 85. Jahrgang • Adresse: Hauptsitz CURAVIVA Schweiz, Zieglerstrasse 53, 3000 Bern 14 • Briefadresse: Postfach, 3000 Bern 14 • Telefon Hauptnummer: 031 385 33 33, Telefax: 031 385 33 34, E-Mail: info@curaviva.ch, Internet: www.fachzeitschrift.curaviva.ch • Geschäfts-/Stelleninserate: Axel Springer Schweiz AG, Fachmedien, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich, Telefon: 043 444 51 05, Telefax: 043 444 51 01, E-Mail: urs.keller@fachmedien.ch • Stellenvermittlung: Telefon 031 385 33 63, E-Mail: stellen@curaviva.ch, www.sozjobs.ch • Satz und Druck: AST & FISCHER AG, New Media and Print, Seftigenstrasse 310, 3084 Wabern, Telefon: 031 963 11 11, Telefax: 031 963 11 10, Layout: Lea Hari • Abonnemente: Natascha Schoch, Telefon: 041 419 01 60, Telefax: 041 419 01 62, E-Mail: n.schoch@curaviva.ch • Bestellung von Einzelnummern: Telefon: 031 385 33 33, E-Mail: info@curaviva.ch • Bezugspreise 2014: Jahresabonnement Fr. 125.–, Einzelnummer Fr. 15.–, inkl. Porto und MwSt.; Ausland, inkl. Porto: Jahresabonnement Fr. 150.–, Einzelnummer keine Lieferung • Erscheinungsweise: 11x, monatlich, Juli/August Sommerausgabe • Auflage: Druckauflage 3600 Ex., WEMF/SW-Beglaubigung 2013: 3000 Ex. (Total verkaufte Auflage 2911 Ex., Total Gratisauflage 89 Ex.), Nachdruck, auch auszugsweise, nur nach Absprache mit der Redaktion und mit vollständiger Quellenangabe. ISSN 1663-6058

Straftaten im Altersheim sind doppelt schockierend, wenn Angestellte die Täter sind

«Ein Strafregisterauszug hätte in diesem Fall wohl nichts gebracht»

Eine junge Nachtpflegerin soll eine 88-jährige Bewohnerin des Alterszentrums Hochweid in Kilchberg ZH beraubt und zu Tode gebracht haben. «Ein Wolf im Schafspelz», sagt Heimleiterin Zita Ochsner. Vorbeugen ist schwierig, aber eine gute Betriebskultur kann helfen.

Von Claudia Weiss

Eigentlich freute sich Zita Ochsner auf ein friedliches neues Jahr. Sie hatte sich nach zwei Jahren als Heimleiterin des Alterszentrums Hochweid in Kilchberg ZH so richtig in ihre Aufgabe eingelebt und fühlte sich im Heim und im Dorf gut akzeptiert. Ihr Plan: Sich gut um die Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner kümmern, die in den 48 Einzimmern und den 43 Ein- bis Dreizimmerwohnungen wohnen, und für das Wohlergehen ihrer Angestellten sorgen. Und ohne Hektik ein geplantes Bauprojekt in Angriff nehmen.

Aus «Diebstahl» wurde plötzlich «Raub»

Diese Geruhsamkeit fand Anfang Januar 2014 ein abruptes Ende: «Die Staatsanwaltschaft IV des Kantons Zürich führt gegen eine Mitarbeiterin des Alterszentrums Hochweid in Kilchberg und ihre nicht dort arbeitende Kollegin ein Verfahren wegen vorsätzlicher Tötung und Raub», teilte die Behörde am 10. Januar offiziell mit. «Mord im Altersheim» machte der «Blick» unverzüglich daraus. Ein Schock für alle Bewohner, die Mitarbeitenden – und für Heimleiterin Zita Ochsner. Der Stiftungsrat und sie hatten die Schreckensbotschaft erst kurz zuvor erfahren, immerhin just früh genug, dass der Stiftungsrat alle Heimbewohnerinnen und -bewohner und die Mitarbeitenden im Saal versammeln und sie umfassend orientieren konnte.

Delikte von innen schockieren doppelt

Der Reihe nach: Am 10. November 2012 fand die Tochter einer 88-jährigen Bewohnerin des Alterszentrums ihre Mutter tot in ihrer Wohnung. Die herbeigerufene Rettungssanität vermutete einen aussergewöhnlichen Todesfall. Zunächst war jedoch ungewiss, ob es sich um Gewalteinwirkung handelte; und auch, dass Gegenstände fehlten, kam erst durch einen Zufall ans Licht: Einen Tag später, am 11. November, wurde am Grenzübergang Schweiz/Deutschland Diebesgut sichergestellt, das die Polizei dem Alterszentrum zuordnen konnte. Eine junge Nachtwache des Heims – eine Fachangestellte Gesundheit, die seit ein paar Monaten dort arbeitete und zu diesem Zeitpunkt krankgeschrieben war – und ihre Kollegin, die nicht dort arbeitete, wurden verdächtigt, mit dem Schlüssel in die Wohnung eingedrungen zu sein. Dort sollen sie Geld und Schmuck der verstorbenen Mieterin gestohlen haben. Nachdem die Nachtwache in Untersuchungshaft genommen worden war, erhielt sie

unverzüglich die Kündigung. Heimleiterin Zita Ochsner ging derweil weiterhin von einem Diebstahl aus. Erst im Januar erfuhr sie, dass aus einem Vermögensdelikt offiziell ein Raub mit Todesfolge geworden war. «Ein Schock für alle», sagt Zita Ochsner heute. Das Ganze sei umso verwerflicher, weil es aus den Reihen Pflegenden kommt, denen die alten und oft hilfsbedürftigen Bewohnerinnen und Mieter ausgeliefert seien: «Eine Pflegerin als Wolf im Schafspelz», findet sie. Dementsprechend reagierten etliche Mieterinnen und Bewohner anfangs sehr erschrocken, viele trauerten um die Verstorbene, eine freundliche und beliebte alte Dame. Auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter waren geschockt von der Tat. «Aber Panik oder eine

Der Diebstahl kam durch einen Zufall ans Licht – und die Tötung wurde erst später bekannt



In einer dieser Parterrewohnungen des Alterszentrums Hochweid in Kilchberg passierte es. Für die Mieterinnen und Mieter besteht kein Grund zur Panik: Ein Tötungsdelikt ist ein seltener Einzelfall.

Fotos: Joseph Khakshouri/RDB

übermässige Aufregung entstanden zum Glück nie», sagt Heimleiterin Ochsner.

«Ein Einzelfall, differenziert zu betrachten»

Eine Statistik über Verbrechen in Altersheimen existiert nicht, aber etliche befragte Heimleiterinnen und -leiter sagten übereinstimmend, die grössten Probleme beständen nicht darin, Eindringlinge von aussen abzuhalten: «Das grösste Problem kommt von innen», sind sie sich einig. In diesem Fall müssen viele Einzelheiten noch geklärt werden, und Staatsanwalt Matthias Stammbach will sich noch nicht dazu äussern. «Bis die Anklageschrift herauskommt, dauert es sicherlich noch mindestens ein dreivierteil Jahr», sagt er. Auch den detaillierten Befund aus der gerichtsmedizinischen Untersuchung gibt er nicht öffentlich bekannt. Stammbach betont jedoch, bei dieser Tat handle es sich wohl um einen Einzelfall, der differenziert

und mit der nötigen Distanz betrachtet werden müsse. «Auf jeden Fall müssen wir uns davor hüten, der jungen Fachangestellten Gesundheit Hassmomente zu unterstellen», betont er. Wie auch immer, Stammbach plädiert unbedingt dafür, die weiteren Untersuchungsergebnisse abzuwarten, bevor man sich eine Meinung bilde.

Wichtig wäre, dass alle Altersheime einen Leitfaden für Todesfälle festlegen: Dieser soll anzeigen, wann die Alarmglocken schrillen müssen und in welchen Fällen unbedingt ein Gerichtsmediziner beigezogen werden sollte. Einen Sicherheitsleitfaden führte auch das Alterszentrum Hochweid schon vor der Tat. «Sicherheit ist immer ein grosses Thema», sagt Zita Ochsner, die jahrzehntelange Erfahrung als Leiterin Pflege in verschiedenen Spitälern und Institutionen hat. Trotzdem: «Ich habe zwar viel erlebt – aber eine derart kriminelle Tat noch nie!» Nachdem sie im Januar die Mitteilung der Staatsanwaltschaft erhalten hatte, verstärkte sie die Vorkehrungen, liess sofort die bereits zuvor eingesetzte Wachfirma nachts öfters die Türen kontrollieren und veranlasste, dass in den finsternen Wintermonaten der Eingang früher abgeschlossen wird.

Tafel soll zeigen, wer heute hier sein soll und wer nicht

«Lückenlos können wir jedoch das Alterszentrum nicht schliessen, und im Notfall müssen die Pflegenden jederzeit in die Wohnungen und Zimmer hineinkommen.» Die Heimleiterin lässt sich jetzt von der Kantonspolizei über zusätzliche Präventionsmassnahmen beraten. Ausserdem hat sie im Sinn, künftig eine Tafel aufzuhängen, auf der alle aufgeführt sind, die an diesem Tag arbeiten. Das soll zeigen, wer an diesem Tag hier hingehört und wer nicht. Ausserdem wird Zita Ochsner ab sofort von allen Bewerberinnen und Bewerbern einen Strafregisterauszug verlangen. «Obschon ein Auszug in diesem Fall wahrscheinlich auch nichts genützt hätte.»



Die 88-jährige Mieterin wurde im Familiengrab beerdigt.

>>

In Kilchberg ist das Thema zwar noch präsent, aber die Stimmung im Heim hat sich relativ rasch beruhigt. «Immerhin war bereits aufgedeckt, um wen es sich handelt, als wir überhaupt davon erfuhren – das hilft sehr», sagt Zita Ochsner. Andernfalls wäre wohl das Misstrauen innerhalb der Institution grösser gewesen. Alle hätten sich gefragt, ob es wohl dieser oder jene gewesen war. Stattdessen habe die Heimleitung eine «enorme Welle der Solidarität von allen Seiten» erfahren. Dorf, Bewohner und Angehörige – alle hätten sich solidarisch gezeigt, sogar die Familie des Opfers, und von keiner Seite seien Vorwürfe laut geworden. «Zum Glück geniesst das Heim einen guten Ruf», sagt Zita Ochsner. «Sonst wären die Reaktionen wohl weit dramatischer gewesen.»

Das Thema Sicherheit ist nie erledigt

Auch im Alterszentrum Im Wisli in Richterswil, am selben Ufer des Zürichsees und nur 20 Kilometer von Kilchberg entfernt,

gab das Verbrechen zu reden. Allerdings blieben die Wogen erstaunlich niedrig: «Meine Mitarbeitenden reagierten nicht allzu erschüttert, weil die eigentliche Tat bereits im November passiert und schon grossteils aufgeklärt war», sagt Zentrumsleiter Nicolai Kern. Auch die Bewohnerinnen und Bewohner hätte die Meldung nicht aus der Bahn geworfen, stellt er fest: «Ich wurde nur ab und zu darauf angesprochen. Sonst kommen immer alle auf mich zu, wenn sie etwas beschäftigt.» Für ihn als Leiter bewirkte das Delikt ebenfalls keine gravierenden Veränderungen: Schon bei seinem

Stellenantritt vor knapp drei Jahren hatte er in sämtlichen Zimmern Safes einrichten lassen und ein neues Schliesssystem eingeführt, bei dem die Schlüssel alle einzeln zugewiesen werden. Strafregisterauszüge lässt die Gemeinde Richterswil ohnehin standardmässig für alle Angestellten einholen. Und Zentrumsleiter Kern hat das Glück, dass sein Nachwacheteam aus langjährigen, bewährten Mitarbeiterinnen besteht. Dennoch

«Wir können ein Altersheim nicht lückenlos schliessen: Im Notfall muss der Zutritt offen sein.»

Tatort Heim – Schlagzeilen aus den letzten zehn Jahren

- 10. Januar 2014: **«Tötungsdelikt in einem Alterszentrum in Kilchberg»** So lautete der Titel der Medienmitteilung, welche die Staatsanwaltschaft IV des Kantons Zürich herausgab (Details siehe Haupttext).
- 9. Januar 2014: **«Bilder einer Toten auf Facebook gestellt: Strafbefehl gegen ehemalige Heimmitarbeiterin»**. Eine ehemalige Küchenhilfe des Altersheims Mogelsberg SG wurde verurteilt, weil sie zwischen Anfang 2012 und Anfang 2013 Bilder einer verstorbenen Heimbewohnerin auf Facebook veröffentlichte.
- 9. Oktober 2013: **«In Spital und Altersheim gestohlen»**. Eine junge Frau war im Pflegeheim und im Spital Linth in Uznach/SG wegen ihres verdächtigen Verhaltens aufgefallen. «Dank dem aufmerksamen Personal und einer umgehend eingeleiteten Fahndung» sei es der Kantonspolizei gelungen, der 22-Jährigen «diverses Deliktsgut abzunehmen.»
- 18. Mai 2012: **«Goldschmuck von Bewohnerinnen des Alters- und Pflegewohnheim Rosenberg gestohlen»**. Das meldete die Kantonspolizei Uri. Ein Pflegemitarbeiter hatte zugegeben, Goldschmuck im Wert von 13000 Franken gestohlen zu haben.
- 14. Mai 2013: **«Tötungsdelikt: Leiter des Kinderheims erstochen»**. Im Spiezer Kinderheim wurden der 53-jährige Heimleiter und seine 51-jährige Freundin mit zahlreichen Stichwunden getötet. Der Täter wurde noch nicht gefasst.
- 1. Februar 2011: **«Mindestens 122 Kinder und Pflegebefohlene von Pädophilem sexuell (...) missbraucht»**. Ein 54-jähriger Mann gestand, an verschiedenen Heimen und Behinderteninstitutionen sexuelle Handlungen an Kindern und Pflegebefohlenen begangen zu haben. Er befindet sich in Haft. Die sexuellen Übergriffe hätten mehrheitlich während der Nachtwache oder bei der Intimpflege stattgefunden.
- 14. November 2010: **«94-jährige Frau mit Verletzungen tot in Alters- und Pflegeheim aufgefunden»**. In einem Alters- und Pflegeheim in Wittenbach bei St. Gallen wurde eine 94-jährige Heimbewohnerin tot aufgefunden, ihr Körper wies Verletzungen auf. Im Zusammenhang mit dieser Tat wurde ein 49-jähriger Heimbewohner vorläufig festgenommen und danach wegen seines geistigen Zustandes in fachärztliche Behandlung gegeben.
- 18. September 2010: **«24-jährige Diebin gefasst – 28 Diebstähle in Spitälern und Pflegeheimen nachgewiesen»**. Eine junge Frau hatte im Kantonsspital St. Gallen Spitalkleider entwendet und diese angezogen. So gekleidet, gelangte sie in Patienten- und Pflegezimmer, wo sie insgesamt 30000 Franken erbeutet.
- 24. Februar 2009: **«Strafanzeige gegen Mitarbeitende des Pflegezentrums Entlisberg»**. Im Pflegezentrums Entlisberg hatten vier Mitarbeiterinnen mehrere Pensionärinnen und Pensionäre gedemütigt und dies mit der Handykamera festgehalten.
- 30. Januar 2008: **«Bewohnerinnen von Altersheimen bestohlen»**. Die Kantonspolizei Aargau konnte einer 36-jährigen Frau und ihrem 37-jährigen Lebensgefährten mehrere Einbruch- und Einschleichdiebstähle nachweisen.
- 22. Oktober 2007: **«Diebe in Altersheimen»**. Im Aargau schlich sich eine Frau in mehrere Zimmer von drei Altersheimen ein. Als sie ertappt wurde, gab sie an, sie habe sich verirrt, und verschwand. Die Kantonspolizei «warnt vor solchen Dieben und mahnt Heimbewohner und Personal zu erhöhter Vorsicht».
- 29. Januar 2005: **«Todespfleger: keine aktive Sterbehilfe, sondern alle Taten als Mord qualifiziert»**. So lautete das Urteil in der bislang schlimmsten Tötungsserie in Schweizer Altersheimen. Ein 36-jähriger Schweizer Pfleger wurde in Luzern wegen 22-fachen Mordes und mehrfachen Mordversuchs an demenzkranken Menschen zu lebenslanglichem Zuchthaus verurteilt. Die Taten geschahen zwischen 1995 und 2001 in Innerschweizer Pflegeheimen. Auch gegen eine Heimleitung wurde eine Strafuntersuchung eingeleitet.

ist Sicherheit an jeder der alle zwei Monate stattfindenden Kadersitzungen ein Thema, denn auch im Alterszentrum Wisli ist sie «stabil, aber nie erledigt».

Umso mehr versucht Kern, vor allem die Sicherheit «von innen» zu stärken: «Hier hilft keine Sicherheitsanlage, sondern einzig die persönliche Beziehung, die gute Betriebskultur oder der «Familiengeist» – und mein Bauchgefühl.» Auf dieses hört er bei Bewerbungsgesprächen besonders gut, und wenn er bei einer Bewerberin nebst grosser Vertrauenswürdigkeit nicht auch ein Stück Lebensfreude spürt, stellt er sie lieber nicht ein – oder höchstens für ein halbes Jahr zum Überbrücken, bis er eine geeignetere Kandidatin gefunden hat. «Sobald der Zusammenhalt im Team stimmt, nehmen alle freiwillig auch «über ihren Teller- rand hinaus» Verantwortung wahr», sagt Kern. Der ehemals international erfolgreiche Spitzenrunderer ist überzeugt, dass die Beziehungsarbeit der beste Schutz überhaupt ist: «Stimmt die Beziehung, schauen alle gut hin und wissen, dass sie mit jeder Feststellung zu mir kommen können.» Deshalb arbeitet er weniger mit Organigrammen, sondern lieber mit persönlichem Einsatz: «Ich versuche, so oft wie möglich präsent zu sein und für alle Anliegen ein offenes Ohr zu haben.»

Eine solche Tat hätte wohl mit keiner Massnahme verhindert werden können.

Wichtig bei solchen Vorfällen: Präsenz und Gespräche

Fünf Dörfer weiter westlich war Zita Ochsner die ganzen Jantage lang ebenfalls stets präsent, beantwortete jede einzelne Frage und informierte immer offen über den Stand der Dinge. Ein Care-Team, das bereit stand, blieb allerdings arbeitslos, niemand wollte die Sache mit den Care-Leuten besprechen. «Umso wichtiger war, dass der Stiftungsrat und ich immer anwesend waren und nach Bedarf mit allen redeten»,

sagt Zita Ochsner. «Ausserdem zählte ganz stark, dass wir einen guten Boden haben und uns innerhalb der Hausleitung und mit dem Stiftungsrat einig sind.» Allerdings will sie demnächst für ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter eine Weiterbildung zum Thema «Nähe und Distanz» organisieren: Das Gefühl «Wir sind ein Team» sei zwar wichtig, sagt sie, es könne aber auch dazu führen, dass man

sich unter Umständen scheue, das auffällige Verhalten einer Kollegin zu melden. «Dabei ist das kein Verpetzen, sondern wichtige Wachsamkeit.»

Wie sie es auch dreht und wendet – eine solche Tat wie das Tötungsdelikt vom November, davon ist Zita Ochsner heute überzeugt, habe wohl mit keiner Massnahme verhindert werden können. ●

Anzeige



Bereichsleiter/-innen Hotellerie-Hauswirtschaft EFA

Berufsbegleitender Vorbereitungslehrgang auf die Berufsprüfung mit eidgenössischem Fachausweis.

Für Personen im hauswirtschaftlichen Bereich eines Grossbetriebs (Heim, Spital, Hotel, Tagungszentrum usw.), die Leitungsaufgaben übernehmen oder im Begriff dazu sind.

Infoanlass: Dienstag, 1. April 2014, ab 18.00 Uhr, Technopark Zürich
Anmeldung und Information: 058 105 94 50 oder bl_hh@strickhof.ch



Strickhof, Weiterbildung Facility Management, Technoparkstrasse 1, 8005 Zürich
www.strickhof.ch/weiterbildung/facility-management



Dipl. Leiter/-innen in Facility Management

Berufsbegleitender Vorbereitungslehrgang auf die Höhere Fachprüfung mit eidgenössischem Diplom.

Für Personen mit einer Berufsprüfung in einer Sparte des Facility Managements (FM), die ihre berufliche Qualifikation über weitere Fachgebiete erweitern, Prozesse gesamthaft überblicken und eine zentrale Führungsaufgabe einnehmen wollen.

Infoanlass: Donnerstag, 6. März 2014, ab 18.00 Uhr, Technopark Zürich
Anmeldung und Information: 058 105 94 50 oder leiter_fm@strickhof.ch



Strickhof, Weiterbildung Facility Management, Technoparkstrasse 1, 8005 Zürich
www.strickhof.ch/weiterbildung/facility-management

Nach kriminellen Vorfällen in Heimen ist Transparenz und Offenheit gefragt

«Wer das Gespräch braucht, darf nicht allein gelassen werden»

Menschen, die im Heim bestohlen werden, erleben eine schwerwiegende Verletzung ihrer Integrität und Privatsphäre. Wie sie Vertrauen und ein Gefühl von Geborgenheit zurückgewinnen, erläutert die Psychologin und Pflegefachfrau Bettina Ugolini*.

Interview: Beat Leuenberger

Frau Ugolini, Sie beraten Bewohnerinnen, Bewohner und Angehörige in kritischen Lebenssituationen in Alters- und Pflegeinstitutionen. Kommt die Sicherheit auch zur Sprache?

Bettina Ugolini: Ja, gewiss. Zwar nicht explizit als erstes Problemfeld. Aber bei den Fragen von Angehörigen merke ich häufig, dass die psychische und körperliche Sicherheit von Bedeutung ist. Implizit schwingt die Sorge mit, Eltern, Verwandte und Ehepartner mögen sicher im Heim aufgehoben sein.

Wurden Sie im Rahmen Ihrer Beratertätigkeit auf das Tötungsdelikt mit Raub in Kilchberg angesprochen?

Nein, nicht einmal, von niemandem.



* Bettina Ugolini, Diplompsychologin und diplomierte Pflegefachfrau, ist Leiterin der Beratungsstelle LiA, «Leben im Alter», im Zentrum für Gerontologie der Universität Zürich.
bettina.ugolini@zfg.uzh.ch

Was bedeutet der Begriff «Sicherheitskultur» bezogen auf die stationäre Altenpflege?

Ich spreche lieber von Fehlerkultur, die ja in engem Zusammenhang mit der Sicherheitskultur steht. Dieser Begriff bedeutet: Wenn Fehler passieren, was auch in Altersinstitutionen menschlich ist, sollte man offen und transparent darüber reden können. Heime leisten viel für die Sicherheit derjenigen, die sie betreuen, wenn sie eine Kultur der gegenseitigen Wertschätzung und des Respekts pflegen, sowohl unter den Mitarbeitenden als auch in der Dreiecksbeziehung zu Bewohnern und Angehörigen.

Was ist dazu geeignet, älteren und alten Menschen ein Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit zu vermitteln?

Noch einmal: Institutionen, denen es gelingt, eine Atmosphäre von Respekt und Wertschätzung spürbar zu machen, leisten einen grossen Beitrag zur Geborgenheit der Bewohnerinnen und Bewohner. Respekt vor gelebtem Leben und Wertschätzung für ihr Sein und nicht für das, was sie leisten. Und zwar nicht nur auf dem Papier, im Leitbild, sondern im Alltag. Das ist nicht selbstverständlich auf einer schiefen Beziehungsebene.

Was meinen Sie damit?

In Heimen leben Menschen, die in der Lebensführung möglicherweise kompetenter sind und viel mehr Erfahrung haben als das Personal, weil sie schon ein ganzes Stück weiter gegangen sind. Dass sie jetzt von jungen Menschen abhängig sind, macht die Ebene der Beziehungen schief.

Bekommen die Pflegefachleute solche Überlegungen auch in der Ausbildung zu hören?

Ja, ich denke, das ist Teil der Ausbildung. Doch wenn die Ausbildung im Arbeitsalltag zugeschüttet wird von administrativen Aufgaben und Reglementierungen, bin ich nicht sicher, ob



In einer Atmosphäre, die von Respekt und Wertschätzung geprägt ist, lässt es sich im Heim sicher und geborgen leben (hier: Alterszentrum Wildbach, Zürich).

Foto: Maria Schmid

es die jungen Menschen schaffen, die Theorie in der Praxis umzusetzen.

Welche Instrumente und Strukturen in den Institutionen sind nötig, damit Respekt und Wertschätzung gelebt werden kann?

Das Erste, was es braucht, sind gute Vorbilder – erfahrene Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die jungen, frisch ausgebildeten Pflegefachleuten Respekt und Wertschätzung vorleben. Meine Erfahrung zeigt, dass zwar tolle Leitbilder und formulierte Ziele in den Institutionen vorhanden sind, doch vielerorts mangelt es am gelebten Geist. Heime sollten auf eine gute Durchmischung auch in der Altersstruktur des Personals achten.

Zurück zur Frage der Sicherheit: Wie wichtig sind nach Ihrer Einschätzung technische Einrichtungen wie Telefonie oder Alarmierung und Notruf in den Altersinstitutionen?

Ein gutes Sicherheitssystem braucht es auf jeden Fall. Die Möglichkeit, Hilfe zu holen, zu wissen, wie eine Notfallkette funktioniert und wer wofür zuständig ist, hat eine grosse Bedeutung, um sich sicher zu fühlen. Doch auch hier reichen die besten Konzepte nicht aus, wenn man sie nicht von Zeit zu Zeit in der Praxis testet.

Sollten die Heime Notfallübungen organisieren?

Genau. Sie sollten überprüfen, ob etwa Telefonketten wirklich funktionieren.

Welche Auswirkungen haben Diebstähle in Altersheimen auf das Sicherheitsgefühl der Bewohnerinnen und Bewohner?

Das sind ganz massive, einschneidende Ereignisse. Menschen, die bestohlen wurden in den eigenen vier Wänden, im Zimmer des Heims, berichten von einem immensen Eingriff in ihre Persönlichkeitssphäre. Häufig ist nicht der Verlust von Gegenständen traumatisch, sondern die Bedrohung und Verletzung der Integrität als Person. Da wühlte jemand in ihren Sachen herum und fasste sie an. Jemand hatte keinen Respekt vor ihrem Eigentum und damit auch nicht vor ihnen als Personen.

Haben Sie schon alte Menschen beraten, die bestohlen wurden?

Ja, ich erinnere mich an einen Fall, da sind Erinnerungsstücke weggekommen. Gerade in Heimen kommt es ab und zu vor, dass verwirrte Bewohner in fremden Zimmern Dinge mitnehmen – nicht einmal in böser Absicht.

Was können Sie in solchen Fällen tun, damit sich Bestohlene wieder sicher fühlen können?

Es gibt zwei Ebenen, die es zu berücksichtigen gilt. Auf der ersten soll der bestohlenen Person der Rücken gestärkt werden. Sie wird ermutigt, nicht zu schweigen, sondern dranzubleiben, bis der Fall aufgeklärt ist. Wenn er nicht aufklärbar ist, und das ist die zweite Ebene, geht es darum, ein Stück Trauerarbeit zu leisten darüber, was der bestohlenen Person widerfahren ist

>>

und was es in ihr ausgelöst hat. Sie muss lernen, mit dem Verlust umzugehen. Gemeinsam gehen wir der Frage nach, wie sie Sicherheit und Vertrauen zurückgewinnen kann.

Welche Möglichkeiten gibt es?

Ein Schwerpunkt dabei ist, mit der bestohlenen Person zu arbeiten, dass sich nicht die ganze Welt gegen sie verschworen hat und dass es der Dieb wahrscheinlich gar nicht auf sie persönlich abgesehen hat. Ihr muss klar werden, dass sie eher aus Zufall zum Opfer wurde. Diese Aspekte herauszuarbeiten, ist mit kognitiv Gesunden recht gut möglich. Ausserdem hat ein bestohlener Mensch stabile Beziehungspartner nötiger denn je, und er muss üben, ihnen wieder zu vertrauen – den Pflegenden, dem Heim, den anderen Bewohnern, dem engsten Alltagsumfeld. Wichtig ist zudem, dass die Menschen immer wieder darüber reden dürfen, was ihnen widerfahren ist und wie sie sich gefühlt haben, als sie in das durchwühlte Zimmer kamen.

Sie haben es angesprochen: Mit kognitiv gesunden Menschen ist dieser Prozess gut machbar. Sie haben es aber auch mit demenzkranken Menschen zu tun. Bei ihnen gilt es, fantasierte Geschichten zu unterscheiden von tatsächlich Vorgefallenem.

Das ist in einer konkreten Situation sehr schwierig. Doch der Wahn, bestohlen zu werden, kommt ja nicht von heute auf morgen. Sondern es geschehen immer wieder derartige Episoden, die im Umgang mit jemandem, der an einer Demenz erkrankt ist, hellhörig machen. Gerade in solchen Situationen müssen aber die Pflegenden die betroffene Person ernst nehmen, auch wenn die Geschichte nicht unserer Realität entspricht, und es gilt, die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass sie wahr sein könnte. Nicht möglich ist es dagegen, mit Menschen, die an Demenz in fortgeschrittenen Stadien erkrankt sind, solche Ereignisse zu reflektieren. Da können wir nur tröstend Sicherheit vermitteln.

Was tröstet kognitiv beeinträchtigte Menschen?

Wenn man ihnen sagt, man nehme sich dieser Sache an, und ihnen Unterstützung zusichert und damit Halt gibt. Eine Aufarbeitung halte ich kaum für möglich.

Nach einem gravierenden Vorfall, wie er in Kilchberg passiert ist: Wie kann die Institution die Wogen glätten?

Das eine ist, das massiv erschütterte Vertrauen wieder aufzubauen, vor allem durch Transparenz. Jetzt darf es nicht ruhig werden um dieses Thema. Die Staatsanwaltschaft, die ja den Fall monatelang untersucht wird, sollte über die kleinsten Entwicklungen und Ermittlungsfortschritte informieren. Und das Heim sollte in regelmässigem Rhythmus allen Interessierten, auch den Angehörigen, den Stand der Dinge bekannt geben. Ein offensiver Umgang mit dem Vorgefallenen und den nun folgenden Untersuchungen halte ich für sehr wichtig. Das andere ist, dass wir nicht nur an die Angehörigen, die Bewohnerinnen und Bewohner denken, sondern die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter nicht vergessen dürfen. Sie haben,

im Fall von Kilchberg, mit der Täterin zusammengearbeitet und fragen sich, wo habe ich denn hingeschaut. Womöglich machen sie sich Vorwürfe, dass sie nichts bemerkt haben. Auch sie brauchen die Möglichkeit, darüber zu reden, was dieses Geschehen mit ihnen macht. Das Heim muss Gefässe schaffen, in denen alle Betroffenen über ihren Schmerz, über die Angst und die Unsicherheit reden dürfen. Wer das Gespräch braucht, darf nicht allein gelassen werden.

«Respekt vor gelebtem Leben trägt viel dazu bei, dass sich die Bewohner geborgen fühlen.»

Das Ziel muss ja sein, die psychische Gesundheit zu bewahren oder wiederherzustellen. Welchen Stellenwert hat dabei das Sicherheitsgefühl?

Nur wer sich an einem Ort sicher fühlt, kommt an seine Ressourcen. Menschen aber, die damit beschäftigt sind, sich Sicherheit einzurichten, sind nicht mehr mit ihrem Leben

auseinandersetzen, sondern schätzen immerzu ab, ob sie sich am richtigen Ort befinden. Und diese Beschäftigung sollten Bewohnerinnen und Bewohner früher oder später wieder loslassen können.

Was können ältere Menschen selbst dazu beitragen, um ihre psychische Widerstandskraft zu erhalten oder wiederzuerlangen?

Ältere Menschen, die sich unsicher fühlen, sind in meinen Beratungen ganz und gar mit den Verlusten beschäftigt, die das Alter bringt. Langsamer und schwächer zu werden, schlechter zu hören und zu sehen, kann zu einer Bedrohung werden. Deshalb ist es wichtig, dass alte Menschen einen guten Bezug zur Realität haben. In Bezug auf psychische Gesundheit heisst das, nicht nur in Betracht zu ziehen, was sie mit zunehmendem Alter verlieren mit zunehmendem Alter, sondern auch, was sie im Leben gewonnen haben. Dieser Fokus gibt Selbstsicherheit und wirkt sich positiv auf das Sicherheitsgefühl aus.

Von welchen Fähigkeiten sprechen Sie?

Zum Beispiel von der Fähigkeit, schwierige Lebensereignisse zu überstehen und zu meistern. Ich denke an Menschen, die ihre Eltern in jungen Jahren verloren haben, früh selbstständig werden und sich für ihre Rechte einsetzen mussten. Auf solche Zusammenhänge aufmerksam zu machen und diese Ressourcen auszugraben, kann helfen, psychische Gesundheit zu stabilisieren. Wichtig ist aber auch die Anpassungsfähigkeit. Menschen im Alter müssen üben, ihr Aktivitätsniveau, ihre Kompetenzen ein Stück weit an die verminderte Ressourcenlage anzupassen.

«Zu wissen, wie eine Notfallkette funktioniert, ist wichtig für das Sicherheitsgefühl.»

Welches sind die Schutzfaktoren, die die Seele gesund erhalten?

Ein grosses Thema ist Resilienz, gleichbedeutend mit Widerstandskraft auf der psychischen Ebene. Wie das Immunsystem auf der körperlichen Ebene.

Bekommt man Resilienz in die Wiege gelegt, oder kann man sie trainieren?

Anscheinend kann man sie trainieren. Von grosser Bedeutung ist dabei die Selbstwirksamkeit. Das bedeutet: Einfluss haben auf seine aktuelle Situation, Einfluss nehmen auf sein Leben. Diese Erfahrung haben die meisten alten Menschen gemacht. Sich darauf zu besinnen, stärkt die Widerstandskraft. Ein wichtiger, wenn auch umstrittener Begriff ist die «Weisheit», die man nicht nur, aber besonders alten Menschen zuspricht. Weisheit heisst, ein Stück weit von sich selbst abzusehen und sich als Teil eines grossen Ganzen zu sehen. Diese Sicht macht Menschen widerstandsfähiger, und sie fühlen sich weniger bedroht als Personen.

Die Weisheit ist ja ein Thema, das Sie seit Langem beschäftigt. Wer wird weise?

Aufgrund der Erfahrungen, die ich gemacht habe, glaube ich, das auch Weisheit lernbar ist.

Gibt es dazu Weiterbildungsangebote?

Am Zentrum für Gerontologie der Universität Zürich haben wir bisher zwei Mal das Weisheitsseminar «Lasst uns alt und ein

bisschen weiser werden» durchgeführt. Und ich plane, es wieder anzubieten. Es geht dabei um eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben, mit seinen Fähigkeiten, den Beziehungen und den Verletzungen. Auf diesem Weg lernen die Menschen, mit Schwierigkeiten umzugehen, zu verzeihen und am Ende weise Entscheidungen zu treffen.

«Menschen, die sich unsicher fühlen, sind mit den Verlusten beschäftigt, die das Alter bringt.»

Welche Rolle spielen die Pflegefachleute, wenn es darum geht, dass die Bewohnerinnen und Bewohner keine Angst haben müssen und sich in einem Heim sicher und geborgen fühlen?

Was Sicherheit vermittelt – und das gilt nicht nur für die Heimbewohnerrinnen und -bewohner, sondern auch für die Angehörigen –,

ist die Fachkompetenz des Personals. Daran fehlt es zwar zumeist nicht, aber manchmal am fachkompetenten Auftreten. Die Angestellten einer Institution strahlen Sicherheit aus, wenn sie den Bewohnerinnen und Bewohnern und den Angehörigen aufmerksam und wertschätzend begegnen, Auskunft geben und sich ausdrücken können. ●

Anzeige



Die führende mobile Pflegedoku für Spitex und Heim



Doku Überflutung ?



Dank careCoach ...



... Zeit für's Wesentliche !



- 80% weniger Dokumentationsaufwand durch unsere brandneue Abweichungs-Methode
- Browser-Lösung für einen flexiblen Einsatz auf PCs, Tablets, Laptops, PDAs
- topaktuelle Pflegekataloge (BESA LK 10, RAI, Spitex, ATL, AEDL, NANDA, etc.)
- Planung, Pflegedoku, Leistungsabrechnung, Verbrauchsmaterial-Abrechnung uvm.
- Beratung und Prozessoptimierung durch kompetentes Fachpersonal

Tel 044 360 44 24

topCare Management AG
Stampfenbachstrasse 68, 8006 Zürich

www.carecoach.ch

Wie ältere und alte Menschen von Betrügern ausgenommen werden

Falsche Enkel, nutzlose Verträge, verbrecherische Schenkkreise

Alte Menschen werden nicht nur Opfer von kommunen Diebstählen. Auch Betrüger versuchen, an deren Geld zu kommen. Seit Jahrzehnten funktioniert der Enkeltrick. Doch es gibt auch andere dreiste Vorgehensweisen.

Von Urs Tremp

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu Sorgen. Als der «Blick» im vergangenen Dezember meldete, dass im Jahr 2013 sogenannte Enkeltrickbetrüger in der Schweiz mehr als vier Millionen Franken ergaunert hatten, folgten die hämischen Kommentare auf dem Fuss: «Selber Schuld!», «Würde sich bei mir ein «Enkel» melden, ich würde lauthals lachen.», «Gutmütigkeit ist auch ein Zeichen von Dummheit.» Doch es gab auch andere Stimmen: «Diese Generation glaubt halt immer noch an das Gute im Menschen.» Und es gab Stimmen, die Ratschläge bereithielten: «Mit dem hart ersparten Geld sollte man vorsichtig umgehen und nicht dem erstbesten dahergelaufenen Typ geben, der sich als Verwandter oder Bekannter ausgibt.» «Die Banken fragen doch immer, wo das Geld herkommt, wenn man einbezahlt. Sollen sie doch auch bei Auszahlungen fragen, für was das viele Geld verwendet wird. So könnte im Zweifelsfall die Polizei eingeschaltet werden und würde viel Leid vermeiden.»

Der Enkeltrick ist keine Neuerfindung. Seit bald einem halben Jahrhundert ist die Masche bekannt: Die Betrüger geben sich am Telefon als Bekannte oder Verwandte aus (deshalb der Name «Enkeltrick»): «Ich bin in einer Notlage und brauche dringend Geld. Ich werde es umgehend zurückzahlen.» Meist wird ein Treffpunkt abgemacht, um das Geld zu übergeben, oder es wird ein

Kurier vorbeigeschickt, der das Geld abholen soll. Die Beträge sind oft vier- oder gar fünfstellig – und verschwinden auf Nimmerwiedersehen. «Fast immer sind es professionelle Banden, die aus dem Ausland operieren», sagt Christa Lüthi vom Dezernat Wirtschaftsdelikte der Kantonspolizei Bern. «Sie telefonieren am Morgen, kassieren am Nachmittag und sind am Abend bereits wieder aus der Schweiz verschwunden.»

«Die Betrüger setzen ihre Opfer unglaublich unter Druck»

Warum funktioniert der Trick immer wieder, auch wenn er längst bekannt ist, simpel erscheint und die Polizei nicht müde wird, ältere und alte Leute vor den Enkeltrickbetrügern zu warnen? «Die Enkeltrickbetrüger setzen ihre Opfer unglaublich unter Druck», sagt Christa Lüthi. «Sie telefonieren mehrmals, beschreiben ihr Schicksal oder das des angeblichen Verwandten in den düstersten Farben, setzen so die Opfer unter Stress und verursachen bei ihnen Skrupel. Enkeltrickbetrüger beherrschen es exzellent, eine Situation herbeizuführen, in der die betroffenen Leute fast nicht mehr anders reagieren können als zu helfen.»

Tatsächlich ist, was von aussen so durchschaubar scheint, eine raffinierte Mischung aus Dreistigkeit, psychologischem Geschick und blendender Inszenierung. «Die älteren Menschen haben oftmals Mühe, zu erkennen, ob es sich beim Anrufer tatsächlich um einen Verwandten handelt oder nicht», sagt Danièle

Bersier vom Bundesamt für Polizei, bei dem die Statistik über Betrugs kriminalität in der Schweiz geführt wird. «Viele geben auch nicht gerne zu, dass sie nicht wissen, wer der Anrufer ist, und sind aus schlechtem Gewissen bereit, diesem «Familien-

Der Enkeltrick ist eine raffinierte Mischung aus Dreistigkeit, Geschick und Inszenierung.



Vorsicht beim Unterschreiben von Verträgen: Lieber noch einmal darüber schlafen als sich unter Druck setzen lassen.

Foto: Thorben Wengert / pixelio

mitglied' finanziell unter die Arme zu greifen.» Dass für das vergangene Jahr Rekordzahlen bei den Enkeltrickbetrügereien gemeldet wurden, stellt Bersier nicht in Abrede. Sie sagt aber: «Die Zahlen stiegen nicht zuletzt deswegen an, weil mehr Fälle zur Anzeige gebracht werden.» Christa Lüthi von der Kapo Bern sagt allerdings auch: «Die Dunkelziffer dürfte weiter sehr hoch sein.»

Eine wichtige Bremse, dass die vermeintlichen Enkel ihren Betrug nicht erfolgreich zu Ende führen können, können die Banken sein. Tatsächlich empfehlen heute die meisten Geldinstitute ihren Schalterangestellten, ältere Menschen, die mit einem Mal und entgegen ihrer Gewohnheit einen hohen Betrag von ihrem Konto abheben, zu einem Gespräch am Diskretionsschalter zu bitten. Denn der Schaltermitarbeiter oder die Schaltermitarbeiterin sind oft die letzten Personen, die den Betrug verhindern können. Zuweilen sind es sogar die Banken selbst, die bei einem Verdacht Kontakt mit der Polizei aufnehmen. Danièle Bersier: «In einzelnen Kantonen arbeitet die Polizei bereits mit Banken zusammen, die Meldung erstatten, wenn ältere Leute grosse Geldbeträge abheben.» Ursula Diebold, Leiterin Kommunikation bei der Aar-

gauischen Kantonalbank, sagt indes auch: «Ein Kunde – gleich welchen Alters – ist grundsätzlich frei, was er mit seinem Geld macht. Er muss uns keine Auskunft geben.»

Im Altersheim ist es für Enkeltrickbetrüger schwieriger

Das wissen natürlich auch die Betrüger. Sie setzen darum ihre Opfer massiv unter (Zeit-)Druck, damit sie sich nicht im letzten Moment noch anders besinnen. Das heisst: Die Opfer müssen sich derart in Bedrängnis fühlen, dass sie sich auf der Bank nicht mehr auf lange Diskussionen einlassen.

Für Enkeltrickbetrüger sind die Altersheime freilich nur bedingt ein Tatort. Aus einem einfachen Grund: Zumeist stehen keine einzelnen Namen und direkte Telefonnummern im Telefonbuch. Denn das Telefonbuch mit den Telefonnummern und den Angaben zu einer Person ist die Quelle, aus der die Täter auf der Suche nach zumeist alleinstehenden älteren Frauen schöpfen. Sie orientieren sich an eher

ältlich wirkenden Vornamen (Berta, Klara, Martha) oder sie suchen im Internet nach Hinweisen auf ältere und alte allein lebende Menschen. Auch wenn die Betrüger ein Opfer in einem Altersheim ausgemacht haben, ist die Telefonzentrale des

**Was früher
auf Kaffeefahrten
verkauft wurde,
kommt heute
via Internet.**

>>

Wenn Menschen in ihrem Testament familienferne Erben berücksichtigen

Gute Menschen oder Erbschleicher?

Erbschleicherei ist kein strafbares Delikt. Moralisch ist sie zwar verwerflich. Doch Neid, Wut und Enttäuschung führen zuweilen zu vorschnellen Verdächtigungen. Heime und Institutionen beugen vor.

Von Urs Tremp

Es gab – so stand es am Montag darauf in der Zeitung – «Lacher am Laufmeter». Der Erbschleicher-Schwank «Lara's Plan», den die Laientheatergruppe von Aesch BL im Januar auf die Bühne brachte, bot Kurzweil und Vergnügen.

Das ist immer so, wenn man den Menschen zuschauen kann, wie sie keine noch so billige Schmeichelei und keinen noch so durchsichtige Anbiederung auslassen, um an eine – vermeintlich – einbringliche Erbschaft zu kommen. Ob Dorf- bühne oder Stadttheater («Tartuffe»): Der Erbschleicher gehört zu den unsterblichen Theaterfiguren.

Spielt die Erbschleicherei freilich im wirklichen Leben, ist mit Kurzweil und Vergnügen Schluss. Denn es geht um richtiges Geld. Und es geht um viel richtiges Geld. Eine Studie des Schweizerischen Nationalfonds errechnete die hohe Summe von 30 Milliarden Franken, die in unserem Land jährlich vererbt werden – durchschnittlich gegen 500 000 Franken pro Erblasser. Was Wunder, dass immer wieder bis vor Gericht um Testamente und Erbschaften gestritten wird.

Keine einfache Sache. Erbschleicherei ist kein justiziables Delikt. Nur wem nachgewiesen werden kann, dass er (oder sie) «erbunwürdig» ist, weil er (oder sie) einen Erblasser arglistig, unter Drohung oder mit Zwang dazu brachte, ihn (oder sie) als Erben einzusetzen, kann juristisch belangt werden. Ansonsten freilich gilt (Urteilsfähigkeit vorausgesetzt) der festgeschriebene letzte Wille einer Person – auch wenn ein Grossteil der Angehörigen darüber den Kopf schütteln mag.

Unweigerlicher Verdacht der Erbschleicherei

Besonders heikel wird es dann, wenn Menschen am Ende ihres Lebens jene Personen zu Erben machen, die ihnen in der letzten Daseinsphase nahe gestanden sind: Pflegerinnen und Pfleger, Betreuerinnen und Betreuer, Vermögensverwalter oder Rechtsanwältinnen. Mögen diese ihre Arbeit auch ohne je einen Gedanken an eine mögliche Erbschaft getan haben, sie geraten unweigerlich in den Verdacht der Erbschleicherei. Besonders wenn es um Summen im sechsstelligen Bereich geht.

Der Schaden kann für eine Organisation beträchtlich sein, bereichert sich jemand unbefugt an einer Erbschaft – oder

setzt sich nur schon dem Verdacht der eigennützigen Einflussnahme aus. Die Spitex handhabt die Sache darum sehr restriktiv: «Es ist den Mitarbeitenden untersagt, im Zusammenhang mit ihrer Stellung Geschenke oder sonstige Vergünstigungen entgegenzunehmen. Geschenke sowie testamentarische Zuwendungen darf sie sich nicht versprechen lassen. In Zweifelsfällen oder bei besonderen Umständen ist die Arbeitgeberin unverzüglich zu informieren, der Vorstand oder die zuständige Kommission entscheidet über die Zulässigkeit der Annahme.»

Der Verband Curaviva gibt den Heimen zwar keine Empfehlungen ab («Rechtlich ist die Annahme einer Erbschaft zulässig, zudem ist es Sache des einzelnen Heims als Arbeitgeber, die Sache zu regeln»). Aber der Curaviva-Rechtsdienst gibt bei entsprechenden Nachfragen aus den Heimen doch den Rat, den Angestellten zu empfehlen, «zurückhaltend» zu sein.

Einträgliches «Legat Marketing»

Keinen Einfluss allerdings haben die Heime auf externe Beistände, Beraterinnen und Berater aller Art, die sich ums Seelenheil, um Steuerfragen, Immobilienverwaltung und generell um die Vermögensverhältnisse der Heimbewohnerinnen und –bewohner kümmern. Werden diese Beraterinnen und Berater von den Erblassern im Testament berücksichtigt, ist das eine Angelegenheit, die mit dem Heim gar nichts zu tun hat.

Ebenso verhält es sich mit wohltätigen Institutionen, die in den letzten Jahren zunehmend entdeckt haben, welches Spendenpotenzial in den Erbmilliarden steckt.

Zwanzig Wohltätigkeitsorganisationen

werben unter dem Dachnamen MyHappyEnd mit sogenanntem «Legat Marketing» um Berücksichtigung von Organisationen wie Amnesty International, Blindenbibliothek, «Vier Pfoten» oder des WWF in den Testamenten. MyHappyEnd hat errechnet, dass inzwischen jährlich 300 und 450 Millionen Franken aus Erbmassen auf den Konten wohltätiger Organisationen landen.

Die wohltätigen Organisationen sind sich durchaus bewusst, dass manche Menschen diese Art von Fundraising noch immer als pietätlos empfinden und MyHappyEnd in die Nähe von Erbschleichern rücken. Doch Muriel Bonnardin, zuständig für Erbschaften bei Greenpeace, ist überzeugt, dass sich in der Gesellschaft ein Wandel vollzieht. Gegenüber der Basler Zeitung «Tageswoche» sagte sie im vergangenen Herbst: «Vor 15 Jahren, als sich die ersten Organisationen noch sehr zurückhaltend des Themas angenommen hatten, war die Angst noch gross, Spender vor den Kopf zu stossen. Nun kann man aber zunehmend offener über Tod, Testament und Spenden informieren.» ●

In der Schweiz werden jährlich gegen 30 Milliarden Franken vererbt.

Heims für die «Enkel» zumeist eine zu hohe Hürde. Darum sehen die Täter von einem Betrugsversuch ab.

Allerdings gehen auch Heimbewohnerinnen und -bewohner ausser Haus und können auf der Strasse von Trickdieben überascht werden. Pro Senectute rät darum älteren Menschen ganz allgemein: «Seien Sie immer misstrauisch, wenn Personen, die sie nicht kennen, Sie auf offener Strasse ansprechen.»

Auch die Heime selbst sind keine geschützte Zone. «Betrugsfälle gehören zwar zum Glück nicht zu unserem Tagesgeschäft», sagt Lena Tobler von den Alterszentren der Stadt Zürich. «Aber es sind auch uns Versuche von Enkeltrickdieben bekannt.» Man sei sich zudem bewusst, dass mit dem Einzug des Internets in den Heimen ganz neue und ganz verschiedene Betrugsgefahren entstanden sind. «Bislang sind uns allerdings keine derartigen Vorfälle bekannt», sagt Lena Tobler.

Doch was nicht ist, kann durchaus noch werden. Die Stiftung Pro Senectute bietet Internetkurse für ältere und alte Menschen an, an denen die Teilnehmerinnen und Teilnehmer nicht nur lernen, wie sie das Internet für ihre Bedürfnisse und Interessen sinnvoll nutzen können. Sie werden auch aufgeklärt, wo die Gefahren lauern und welches die gängigsten Fallen sind, in die Betrüger ihre Opfer locken. Judith Bucher von Pro Senectute sagt: «Wie bei anderen Betrügereien gilt auch hier: Seien Sie nicht zu gutgläubig!» Denn häufig seien es «eine gewisse Gutgläubigkeit und die Unkenntnis neuer Betrugsmaschinen», die ältere und alte Menschen zu Zielen von Betrugsversuchen machen.

Was früher auf sogenannten Kaffeefahrten älteren Menschen nahe der Legalitätsgrenze und teilweise darüber hinaus verkauft oder als Vertrag zur Unterschrift vorgelegt wurde, passiert heute mehr und mehr übers Internet. Dazu gehört etwa das Netzwerk-Marketing (auch Multi Level Marketing), bei dem Kunden weitere Kunden anwerben. Das ist zwar nicht illegal. Aber ältere Leute sind dankbare Kunden, weil die meisten von ihnen sich weniger getrauen, nein zu sagen, wenn Bekannte ihnen etwas empfehlen – ob sie die Produkte brauchen oder nicht und auch, wenn sie massiv überteuert sind. Sind mit den Kunden-Neuwerbungen Belohnungen verbunden, gerät das Netzwerk-Marketing in gefährliche Nähe zum Schneeballsystem. Auch dieses Geschäftsmodell ist allen Warnungen zum Trotz nicht totzukriegen. Obwohl verboten, finden sogenannte Schenkkreise mit hohen Gewinnversprechen weiter ihre Opfer.

Vorsicht bei hohen Gewinnversprechen

Seit in den Neunzigerjahren das Spekulieren an der Börse zum Volkssport geworden ist und diesem Sport trotz Finanzkrise weiterhin gefrönt wird, ist auch der Betrug mit Insidertipps (per Telefon oder per Internet) angestiegen. Vorgebliche Börsenprofis versprechen ergiebige Gewinne, wenn Geld in bestimmte Aktien oder Aktienfonds angelegt wird. Seriöse Finanzberater empfehlen: Telefongespräch höflich, aber bestimmt beenden. Fragwürdige Mails gar nicht weiterlesen und sofort löschen. «Sofort löschen!» gilt auch für die Mails der sogenannte Nigeria-Connection. Diese Mails versprechen grosse Gewinnsummen,

wenn die Angeschriebenen nigerianischen Geschäftsleuten mit hohen Unterstützungsbeiträgen behilflich sind. Meist werden zu den Geschäften haarsträubende Geschichten mitgeliefert, die an die Solidarität der Menschen im reichen Europa mit den Armen in Afrika appellieren. Die Betrugsmasche ist zwar sehr durchsichtig und seit Langem bekannt, sie verfängt aber allen Warnungen zum Trotz immer wieder.

«Es ist das Merkmal eines jeden Betrugsverbrechens, dass die Opfer unter Druck gesetzt werden», sagt Christa Lüthi von der

Kantonspolizei Bern. Die Schweizerische Kriminalprävention (SKP) empfiehlt darum in jedem Fall, von Glücksspielangeboten, Billigofferten und Anlagetipps die Finger zu lassen: «Lassen Sie sich nicht unter Zeitdruck setzen!» Die Hinweise «Dringend», «Vertraulich» oder «Exklusiv» sind verdächtig.

Betrugsverbrecher sind nicht immer dubiose Gesellen oder anonyme Gesellschaften, die

aus den Tiefen des Internets oder von fragwürdigen Postadressen aus operieren. Es kann auch der ortsansässige Handwerker sein, der alte Menschen ausnimmt. Sein «Trick»: Er rechnet mit der Gutgläubigkeit und der fehlenden Kompetenz, die Leistungsabrechnungen richtig lesen zu können. Oder er verrechnet schlicht Leistungen, die er gar nie erbracht hat.

Auch die Banken wollen Geschäfte machen

Oder es ist der nette und seriös erscheinende Steuer- und Finanzberater, der sich anbietet, einer Witwe nach dem Tod ihres Mannes die Geldangelegenheiten zu regeln. Auch da: Vorsicht! Die SKP rät, sich nur von bekannten und vertrauten Menschen beraten zu lassen – zum Beispiel von der Bank, bei der man schon lange Kunde ist.

Doch die Banken selbst – sie sind ja auch Unternehmen, die einträgliche Geschäfte machen wollen – bewegen sich zuweilen in der gefährlichen Grauzone dubioser Abzocke. Der deutsche Finanzkolumnist Volker Loomann schrieb jüngst in der «Frankfurter Allgemeinen Zeitung»: «Die vermögenden Senioren sind in den Augen vieler Banken ideale Kunden. Sie haben Geld, sind loyal bis zur Selbstaufgabe, und sie stellen in der

Regel wenig Fragen. Dadurch sind sie für Bankkaufleute – in Wahrheit provisionshungrige Verkäufer – oft leichte und fette Beute. Würden nur einfachste Dinge wie Gebühren, Sicherheit und Verfügbarkeit hinterfragt, kämen zahlreiche Geschäfte nie zustande. Weil vielen Senioren aber Mut und Wissen fehlen, solche Fragen zu stellen, drohen Pannen, Pech und Pleiten.» Er rät: «Ab 70 sollten Anleger

kein Darlehen mehr aufnehmen. Und auf keinen Fall in Mischfonds einsteigen.» Gerade diese bringen die Banken aber gerne an die Kundschaft.

Wenn das Geld einmal weg und in fremden Taschen und auf fremden Konten gelandet ist, bleibt es meist weg. Es ist ein mühsamer und allzu oft ein aussichtsloser Kampf, es auf juristischem Weg zurückzufordern. Die meisten Menschen, die derart hereingelegt werden, schweigen – aus Scham. Dass es auch andere Opfer gibt, ist kaum ein Trost. Und für gutgemeinte Ratschläge ist es ohnehin zu spät. ●

**Wenn Bekannte
etwas empfehlen,
getrauen sich ältere
Leute weniger,
nein zu sagen.**

**«Vermögende
Senioren sind ideale
Bankkunden. Sie sind
loyal und stellen
wenig Fragen.»**

Heime brauchen Sicherheitskonzepte, abschotten aber sollen sie sich nicht

Aufmerksamkeit, Verantwortung und ein bisschen Big Brother

Die Menschen in Heimen wollen in Sicherheit leben. Sicherheitskonzepte sollen dies garantieren. Doch wichtiger noch als alle Sicherheitsvorkehrungen sind Achtsamkeit und geregelte Betriebsabläufe.

Von Claudia Weiss

Seit über einer Stunde schlendert ein Mann durch die Gänge des Altersheims. Ab und zu bleibt er stehen und scheint nachzudenken. Dann spaziert er gemächlich weiter. Der Mann wirkt gepflegt, unauffällig.

Im Betagtenzentrum Dreilinden in Luzern könnte dieser Mann trotz seiner Unauffälligkeit nicht derart lange unbemerkt durchs Haus gehen: «Wir haben alle unsere Angestellten darauf sensibilisiert, hinzuschauen und Unregelmässigkeiten oder verdächtige Vorgänge ohne Zögern zu melden», sagt Christoph Furrer. Er ist stellvertretender Heimleiter und Sicherheitsverantwortlicher des Betagtenzentrums.

Lieber einmal zu oft hinschauen als einmal zu wenig. «Null Toleranz» ist seine Devise bei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die sich verdächtig machen. Werden sie etwa bei einem Diebstahl erwischt, folgt die fristlose Kündigung auf dem Fuss – auch wenn es sich nur um einen geringfügigen Geldbetrag handelt. «Es geht nicht um den konkreten Geldbe-

trag, sondern um den Vertrauensverlust», sagt Furrer. «Wie sollen die Bewohner sich sonst noch sicher fühlen?»

Ein Tötungsfall wie im Alterszentrum Hochweid in Kilchberg ist ein seltener Einzelfall. «Das ist ein Extremereignis, das ich noch nie so erlebt habe», sagt Furrer. In den Tagen danach fragten sich viele Heimleiterinnen und Heimleiter, ob bei Neuein-

stellungen nicht ein Strafregisterauszug sinnvoll wäre. «Das ist eine Möglichkeit», sagt Furrer. «Bei uns im Zentrum Dreilinden hätte allerdings in den letzten Jahren ein Strafregisterauszug nie einen Hinweis gegeben, dass wir einen kriminellen Vorfall hätten voraussehen können.» Auch die Überlegung, Nachtwachen unbedingt auch ins Tagesteam einzugliedern, wurde verschiedentlich angesprochen. «Doch auch das ist nicht zwingend», findet Furrer. «Mit sauberen Übergaben beim Schichtwechsel, Teamsitzungen und Weiterbildungen können die Nachtwachen gut mit einbezogen werden.»

Deliktmeldungen im Heim sind Chefsache

Dass nicht jeder Verdacht sich schliesslich bestätigt, erleben die Heime regelmässig. «Nicht immer entpuppt sich dann ein «Diebstahl» tatsächlich als Diebstahl», sagt Furrer. Oft werden Gegenstände verlegt, vergessen oder irrtümlicherweise von einem Familienangehörigen mitgenommen, im Zentrum Dreilinden ebenso wie in allen anderen Heimen. Dennoch möchte Christoph Furrer, dass immer gemeldet wird, wenn etwas ver-

schwindet. Und er möchte, dass die Meldungen immer auf seinem Schreibtisch landen: «Das ist ausnahmslos Chefsache.» Nur so nämlich fällt ihm sofort auf, wenn sich plötzlich die Fälle häufen. «Das ergibt dann ein Puzzle, und damit erhält auch die Polizei Grundlagen für ihre Ermittlungen.»

Erhärtet sich ein Verdacht auf Diebstahl, empfiehlt Furrer den Betroffenen dringend, bei der

Polizei Anzeige zu erstatten – egal ob der Verdacht auf eine aussenstehende Person fällt oder auf Mitarbeitende. Allerdings betont der Sicherheitsbeauftragte des Zentrums Dreilinden ausdrücklich: «Wir haben vollstes Vertrauen in unser Personal und wollen keinesfalls wegen ein paar schwarzer Schafe alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in einen Topf werfen.»

«Es geht nicht um den konkreten Geldbetrag, sondern um den Vertrauensverlust.»



Ganz wichtig ist genaues Hinschauen. Beobachten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sonderbare Geschehnisse, müssen sie auch wagen dürfen, diese jederzeit ihren Vorgesetzten zu melden.

Foto: Priska Ketterer

Im Heim sicherer als im eigenen Haus

Obwohl es nirgendwo hundertprozentige Sicherheit gibt, ist Furrer überzeugt, dass alte Menschen in einem Heim besser geschützt sind als im eigenen Haus oder in der eigenen Wohnung: «Wenn bei uns Fremde im Haus umherstreichen, fällt das eher auf. Auch die Hemmschwelle, in ein Altersheim einzuschleichen, ist wohl etwas höher, denn im Heim sind die alten Menschen von Vertrauenspersonen umgeben.» Darum findet er es umso wichtiger, dass alle Angestellten in jeder Hinsicht aufmerksam sind und wahrnehmen, wenn fremde Menschen durch das Haus spazieren oder Dinge verschwinden. Der schwierigste Fall für ein Heim ist, wenn Mitarbeiterinnen oder Mitarbeiter sich eines Diebstahls verdächtig machen.

Doch hier gilt erst recht, «sich zu trauen, hinzuschauen». Schwieriger ist nach einem Verdacht der nächste Schritt: «Sich zu trauen, etwas zu sagen.» Es brauche ein Stück Mut, eine Kollegin, einen Kollegen bei der Heimleitung zu melden, sagt Furrer. «Melden bedeutet jedoch nicht petzen, melden bedeutet Verantwortung wahrnehmen.»

Dass es einfacher ist, sich gegen Vorfälle, die «von aussen» kommen, zu schützen als gegen solche «von innen», liege auf der Hand, sagt Chantal Billaud, Wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Schweizerischen Kriminalprävention. «Interne Vorfälle sind zudem weit schwieriger zu verarbeiten.» Sie empfiehlt darum, bei den Sicherheitsvorkehrungen allen möglichen Eventualitäten vorzubeugen: «Einbrecher suchen Sicherheits-

Curaviva plant eine Checkliste für Heime

«Wir gehen das Thema Sicherheit mit Nachdruck an», sagt Markus Leser, Leiter des Fachbereichs Alter beim Verband der Schweizer Heime und Institutionen, Curaviva. Er hat mit den entsprechenden Präventionsstellen Kontakt aufgenommen und plant, noch dieses Jahr ein Sicherheitsinstrument für Heimleitungen zu erarbeiten. Das genaue Konzept wird noch erstellt und dann genehmigt, in ein paar Monaten, so hofft Leser, sollte eine Checkliste bereitstehen. «Wir werden zu die-

sem Zweck mit einem Präventionsbeauftragten der Polizei ein Heim begehen und dabei sämtliche wichtigen Punkte Schritt für Schritt anschauen.» Das Resultat soll eine Broschüre sein, die den Heimleitungen innert Kürze die wichtigsten Sicherheitsaspekte vermittelt. Eine allgemeine Broschüre zum Thema «Sicherheit im Alter» ist bereits bei der Kriminalprävention Schweiz erhältlich (www.skppsc.ch/link/senioren > Broschüre Sicherheit im Alter).

>>



Video-Überwachung und gute Schlüsselsysteme können allenfalls einen gewissen zusätzlichen Schutz bieten.

Fotos: IESM, franzi/pixelio.de

lücken», weiss sie aus Erfahrung. «Jedes zusätzliche Hindernis hilft. Die meisten Diebstähle passieren innert Minuten – und wenns nicht auf Anhieb klappt, geben viele Diebe auf.» Zu den grundlegenden Vorkehrungen gehören für Billaud der Safe in jedem Zimmer, abschliessbare Zimmertüren und eine gute Aufklärung der Bewohnerinnen und Bewohner, damit diese möglichst wenig Wertsachen im Zimmer aufbewahren. Auch Sicherheitskameras seien eine Möglichkeit. «Allerdings dienen diese wohl eher bei der Aufklärung einer Straftat und nicht unbedingt zur Prävention.»

Das Regionale Pflegeheim Baden hat allerdings überraschend gute Erfahrungen mit Überwachungskameras gemacht. «Nach einer Diebstahlserie vor ein paar Jahren montierten wir in der ›Dépendance‹ Videokameras», sagt Andrea Martin-Fischer, Direktorin ad interim. «Seither hatten wir in diesem Gebäude keine Vorfälle mehr.» Die Bilder, sagt sie, würden nur im Bedarfsfall gesichtet, regelmässig gelöscht, «und selbstverständlich sind weder Nasszellen noch die Zimmer der Bewohnerinnen und Bewohner mit Kameras ausgestattet, sondern nur Eingangsbereich und Gänge».

Kameras wirken abschreckend, wie sich bereits zeigt

Offensichtlich wirken bereits die Kameras allein abschreckend, und zwar für allfällige Täter von aussen und für solche von innen. Aus dem Hauptgebäude, wo bisher keine Kameras montiert seien, kämen hingegen die meisten Diebstahlmeldungen.

«Wer etwas meldet, der petzt nicht, sondern nimmt Verantwortung wahr.»

Sicherheitskonzept Betagtenzentrum Dreilinden Luzern: Das Fünf-Punkte-Programm

- **1. Aufmerksam sein:** Alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sollen die Augen offen halten und seltsame Beobachtungen melden. Jede einzelne Meldung von Bewohnerinnen und Bewohnern wird ernst genommen. Auch Hinweisen von Personen, die bereits unter einer Demenz leiden, geht der Sicherheitsbeauftragte in jedem Fall ernsthaft nach.
- **2. Protokolle ausfüllen:** Jede Meldung wird schriftlich dokumentiert, das gibt Hinweise auf Häufungen.
- **3. Alle Meldungen sind Chefsache:** Jede Meldung landet beim Sicherheitsbeauftragten auf dem Tisch. Dieser klärt mit den Bewohnerinnen und Bewohnern die Details und versucht dann zusammen mit ihnen festzustellen, ob es sich tatsächlich um einen Diebstahl handelt oder eher um einen vergessenen oder verlegten Gegenstand.
- **4. Anzeige erstatten:** Bestätigt sich der Verdacht auf einen Diebstahl, muss Anzeige erstattet werden. Der Sicherheitsbeauftragte arbeitet dann eng mit der Polizei zusammen.
- **5. Nulltoleranz:** Stiehlt jemand aus den Reihen der Angestellten auch Sachen von nur geringem Wert, ist das ein Grund für eine fristlose Entlassung. Dasselbe gilt für den missbräuchlichen Gebrauch von Social Media.

Im Moment ist im Badener Pflegezentrum ein Sicherheitskonzept für alle Gebäude in Erarbeitung. Es soll den aktuellen Vorschriften für Videoüberwachung in öffentlichen Bauten und bei öffentlichen Anlagen entsprechen.

Einige Mitarbeitende des Zentrums waren skeptisch und protestierten, als 2011 in einem ersten Anlauf die Kameras montiert wurden. «Vielleicht fühlt man sich tatsächlich ein bisschen bei der Arbeit beobachtet», räumt Andrea Martin-Fischer ein. Doch sie sieht in dieser Massnahme eine gute Möglichkeit,

den Bewohnerinnen und Bewohnern den bestmöglichen Schutz zu gewähren und ihnen trotzdem die Möglichkeit zu lassen, ihren Lieblingsring oder die kostbare Lieblingskette zu tragen. Denn solches bedeute auch ein Stück Individualität und Autonomie. «Tatsächlich fühlen sich viele Bewohnerinnen und Bewohner sicherer, seit die Kameras installiert seien», sagt Andrea Martin-Fischer.

Um ein Heim optimal zu sichern, empfiehlt Chantal Billaud von der Schweizerischen Kriminalprävention den Verantwortlichen, die Sicherheitsberatungen der Polizeikorps in Anspruch zu nehmen: «So können sie die bestmöglichen Massnahmen für ihre jeweiligen Gebäude ergreifen.» Ein Dilemma allerdings bleibt – ob in Luzern, Baden oder in irgendeinem anderen Altersheim: Die Gebäude sollen sicher sein, aber nicht abgeriegelt, denn schliesslich wollen sie offene Häuser sein. Besucherinnen und Besucher von aussen sind jederzeit willkommen – jedenfalls jene, die gute Absichten haben. ●

Schwierige Personalselektion in einem ausgetrockneten Markt

«Welchen Eindruck hat die Bewerberin andernorts hinterlassen?»

Die Rekrutierung von Personal bekomme in Alters- und Pflegeheimen viel zu wenig Beachtung. «Mehr würde sich lohnen», sagt Elise Tel, Leiterin Personalberatung bei Curaviva Schweiz. «Denn eine Fehlbesetzung ist für alle Beteiligten äusserst unangenehm.»

Interview: Beat Leuenberger

Frau Tel, hätten die Personalverantwortlichen im Alterszentrum Hochweid in Kilchberg merken können oder sogar merken müssen, dass sie eine Pflegefachperson mit grosser krimineller Energie beschäftigen?

Elise Tel: Die Grundhaltung von Angestellten – ob sie etwa den Bewohnerinnen und Bewohnern eines Heims Wertschätzung entgegenbringen – können Leitungspersonen in einem Gespräch schnell beurteilen.

Wie denn?

Indem sie eine aktive Rolle übernehmen und in der Praxis zuschauen und zuhören, wie die Angestellten mit den Bewohnerinnen und Bewohnern sprechen und mit ihnen umgehen. So können Leitungsverantwortliche abschätzen, ob das Personal die Arbeit mit Wärme und aufrechter Pflegeinteresse tut.

Ist diese Empathie schon beim Bewerbungsgespräch herauszuspüren?

In einem Vorstellungsgespräch, das eine bis eineinhalb Stunden dauert, ist es eher schwierig, die Motivation für den Pflegeberuf zuverlässig einzuschätzen. Das ist ja eigentlich die Grundfrage: Warum will jemand als Fachangestellte Gesundheit arbeiten, was gefällt dieser Person an dem Beruf? In einem Bewerbungsgespräch kann man natürlich viele Antworten darauf geben.

Was hilft den Personalverantwortlichen, zu einer schlüssigen Einschätzung der Antworten zu kommen?

Von grosser Bedeutung ist es, Referenzen einzuholen, und – haben Bewerberinnen gerade die Ausbildung abgeschlossen – die Lehrpersonen wirklich kritisch zu fragen: Wie war das Interesse im Unterricht, welchen Eindruck hat die Person bei den

>>



«Eher nein sagen, wenn nach dem Selektionsverfahren Zweifel bleiben»: Elise Tel.

Fotos: Urs Tremp

Berufsbildnerinnen hinterlassen, wie hat sie gearbeitet, wie hat sie gepflegt? Vorgesetzte einer Pflegeabteilung müssen grundsätzlich Bescheid wissen über die Beweggründe, warum ihre Untergebenen hier arbeiten.

Müssen die Fragen auch darauf abzielen, das Potenzial für Strafhandlungen zu eruieren?

Nein, man muss ja nicht damit rechnen, dass in der Pflege viele Leute beschäftigt sind, die ihre spezielle Situation ausnützen. Vielmehr dürfen Personalverantwortliche davon ausgehen, dass jemand, der die Ausbildung zur Fachangestellten Gesundheit oder die Höhere Fachschule absolviert hat, interessiert ist am Umgang mit pflegebedürftigen Menschen.

Pflegefachleute haben Zugang zur Privatsphäre der Menschen in Altersinstitutionen. Dort liegen unter Umständen Wertgegenstände und Geld in Griffnähe auf Tischen und Regalen. Ist es denkbar, dass Pflegendе aufgrund ihrer besonderen Stellung vermehrt in Versuchung geraten?

In Versuchung können Menschen in vielen anderen Berufen auch kommen. Das Besondere in Alterseinrichtungen ist, dass es die Angestellten mit sehr schwachen Menschen zu tun haben, die sich nicht wehren können.

Entscheiden also in erster Linie die Beweggründe darüber, ob sich eine Bewerberin oder ein Bewerber für den Pflegeberuf eignet oder nicht?

Ja, die Motivation zu eruieren, ist eine vorrangige Führungsaufgabe, um Vertrauen zu bekommen in die Fachkräfte.

Die Angestellte in Kilchberg hat nur Nachtdienst geleistet und war allein. Im Zusammenhang mit dem Delikt kam die Frage auf, ob dies sinnvoll sei.

Es gibt gar keine Wahl, im Nachtdienst sind die Pflegenden oft allein. Bei ihnen muss man die Referenzen noch sorgfältiger und intensiver zu Rate ziehen und die Motivation abklären. Doch Übergriffe und Diebstähle passieren auch tagsüber. Ich glaube nicht, dass es einen grossen Unterschied gibt zwischen Nacht- und Tagschicht. In Gesprächen mit uns erzählt ungefähr jeder zehnte Heimleiter von Erfahrungen mit Diebstählen in seiner Institution. Täterinnen und Täter können grundsätzlich alle sein, die Zugang haben zu den Zimmern der Bewohnerinnen und Bewohner.

Gibt es bereits beim Selektionsverfahren Anzeichen dafür, dass sich eine Person für die Pflege nicht eignet, weil sie gefährdet ist, kriminelle Handlungen zu begehen?

Hundertprozentige Sicherheit gibt es nie. Aber wenn sich die Diebstähle häufen, wie offenbar in Kilchberg, muss die Heimleitung nach dem zweiten, spätestens nach dem dritten Vorfall Untersuchungen einleiten und vertieft darauf eingehen.

Welche Möglichkeiten gibt es, einen Anfangsverdacht zu verifizieren oder zu falsifizieren?

Die Heimleitungen müssen schon nach dem ersten Diebstahl die Polizei einschalten. Diese hat das entsprechende Know how, um die Täter überführen zu können.

Im Verlauf der Personalrekrutierung besteht auch die Möglichkeit, einen Strafregisterauszug zu verlangen. Ist das sinnvoll?

Es gibt Arbeitgeber, die immer einen Strafregisterauszug verlangen. Soeben haben auch wir bei Curaviva im Rahmen unserer Selektionsverfahren eingeführt, auf dem Personalblatt nach Einträgen im Strafregister zu fragen und unterschreiben zu lassen. Und bei der Besetzung von Leitungsfunktionen verlangen wir in der Endrunde einen Strafregisterauszug. Noch wichtiger sind allerdings die Referenzen. Mittels Referenzauskünften bekomme ich während eines Selektionsverfahrens die meisten Informationen. Aber ich stelle nicht nur Standardfragen – hat die Bewerberin viele Absenzen? Ist sie teamfähig? –, sondern ich will wissen, wie sie arbeitet, was sie während eines Arbeitstags motiviert, auch was sie nicht gerne macht. Aber noch einmal: Hundert Prozent Sicherheit gibt es nicht.

Welche Rolle spielen Arbeitszeugnisse? Müssen Sie damit rechnen, Gefälligkeitsauskünfte zu bekommen?

In der Tat können Arbeitszeugnisse sehr allgemein gehalten sein. Wenn eine Pflegefachfrau allein in der Nachtschicht arbeiten soll, ist es daher wichtig, beim früheren Arbeitgeber Auskunft über sie einzuholen. Hilfreich sind auch Schnuppertage. Dabei können wache Leitungspersonen viel beobachten.

Kommt es häufig vor, dass eine Bewerberin vor Stellenantritt einen Schnuppertag absolviert, auch wenn sie nicht frisch von der Ausbildung kommt?

Ja, das ist wünschenswert und wird immer häufiger praktiziert. Ich denke, dass heute die meisten Bewerberinnen vor der Anstellung einen Schnuppertag vereinbaren.

Ist die Selektion von Nachtdienst-Mitarbeiterinnen besonders heikel?

Man sollte schon ausführlich nachfragen, welches die Motivation einer Bewerberin ist, dass sie nur in der Nacht arbeiten möchte, warum sie bevorzugt, alleine zu arbeiten. Nachtdienst ist keine Teamarbeit und mit einer gewissen Vereinsamung verbunden.

Was sind akzeptable Gründe dafür?

Zum Beispiel familiäre Gründe. Denkbar ist, dass eine Mutter ihre Zeit am besten einrichten kann, wenn sie nachts arbeitet. Ausschlaggebend kann auch der bessere Verdienst sein.

Begründet eine Bewerberin die Vorliebe für Nachtarbeit aber damit, dass sie nicht gern im Team arbeitet, muss man hellhörig werden.

Worauf kann das hindeuten?

Wer als Pflegefachfrau nicht gern im Team arbeitet, ist im völlig falschen Beruf, denn Arbeit mit Menschen ist Teamarbeit.

«Man muss nicht damit rechnen, dass viele Pflegendе ihre spezielle Situation ausnützen.»

«Auf dem Personalblatt fragen wir nach Einträgen im Strafregister und lassen es unterschreiben.»

Wie nachträglich bekannt wurde, hatte die mutmassliche Täterin in Kilchberg geringfügige Vorstrafen. Wäre sie nicht angestellt worden, wenn die Verantwortlichen dies gewusst hätten?

Man wäre jedenfalls wachsamer geworden und hätte beim früheren Arbeitgeber ausführlich Auskunft eingeholt.

Aber kleine Vorstrafen sind nicht per se ein Hinderungsgrund für eine Anstellung?

Nein. Es kommt darauf an, um welche Vorstrafen es sich handelt. Ist es Diebstahl, würde ich die Person allerdings nicht allein in eine Nachtschicht einteilen.

Welches sind wichtige Punkt bei der Selektion einer Pflegefachkraft?

Der Lebenslauf soll ohne Lücken sein. Gewiss, junge Menschen können sich einmal eine Auszeit nehmen, um zu reisen. Weiter soll von jeder Arbeitsstelle ein Zeugnis vorhanden und abgelegt sein. Und es muss eine gewisse Kontinuität in der Beurteilung erkennbar sein. Sehr wichtig ist, dass man sich für das Vorstellungsgespräch genügend Zeit nimmt und sich auch nicht scheut, nachzufragen, wenn man merkt, dass bei einem bestimmten Thema nicht viel Information kommt – etwa in der Art: «Ich merke, dass Sie nicht gern über diese Frage reden. Wie

muss ich das interpretieren?» Im Weiteren soll die Pflegedienstleitung – wie schon erwähnt – beim Schnuppern sehr genau beobachten, wie die Bewerberin auf die Bewohnerinnen und Bewohner reagiert, und ob sie motiviert ist, eine Aufgabe selbstständig zu erledigen.

Zu den Bewerbungsunterlagen gehören auch die Diplome. Das Bundesamt für Gesundheit hat letztes Jahr empfohlen, deren Echtheit verschärft zu überprüfen. Ist die Empfehlung bei den Rekrutierungsverantwortlichen angekommen?

Ich denke, dass die Leitungspersonen in den Alters- und Pflegeheimen nach wie vor blauäugig davon ausgehen, alle abgelegten Kopien von Diplomen seien echt. Professionelle Personalberater sind inzwischen aber dazu übergegangen, die Echtheit jedes Zertifikats genau zu überprüfen – die Unterschrift, das Datum, das Logo.

Und in den Heimen ist man in diesem Punkt blauäugig?

Ja, aber dort haben die Leute ja auch noch viel mehr und anderes zu tun als Zertifikate zu überprüfen. Doch es ist schon so: Personalrekrutierung ist nicht jedermanns Sache. Trotzdem muss jede Führungsperson Personal auswählen. Dazu braucht es Know how und Intuition. Darum macht es manchmal Sinn, dieses Geschäft extern zu vergeben.

>>



«Während einem Schnuppertag können Leitungspersonen bei Bewerberinnen und Bewerbern viel beobachten», sagt Elise Tel.

Gibt es Besonderes zu beachten bei der Anstellung von ausländischem Personal?

Vorerst gelten die gleichen Vorgaben wie bei Schweizerinnen und Schweizern. Bei ausländischem Personal muss man zudem auf einen genügend grossen Wortschatz in Deutsch achten, auf die Sprachfähigkeit und auf die Ausdrucksmöglichkeiten. Auch das Vermögen, Nonverbales zu interpretieren, ist von Bedeutung – denn diese Interpretationen können kulturell bedingt sehr unterschiedlich sein.

Welche Gesprächssettings sind sinnvoll, um zu erfahren, wie eine Bewerberin argumentiert und reagiert?

Wenn das erste Gespräch mit der Pflegedienstleiterin und der Stationsleiterin stattfindet und beim Schnuppern die Ausbildungsverantwortliche oder eine diplomierte Pflegefachfrau Gespräche führt, ergeben sich verschiedene Settings und verschiedene Ansichten. Ein guter Rekrutierungsablauf in der Praxis sieht so aus, dass die Pflegedienstleitung offene Fragen an die zuständige Person weiterleitet, die den Schnuppertag begleitet. Am Abend sollten alle noch einmal zu einem Abschlussgespräch zusammenkommen. Das sind drei Möglichkeiten, die Bewerberin kennenzulernen: erstes Gespräch, Schnuppertag und eine Nachbesprechung.

Bei der Auswahl des Personals ist neben der fachlichen Kompetenz absolute Verlässlichkeit und Integrität wichtig. Wie prüfen Sie diese Eigenschaften in einem Selektionsverfahren?

Das ist tatsächlich schwierig. Oft ist es ein Bauchgefühl, das während des Gesprächs entsteht. Wir fragen die Bewerberin nach konkreten Situationen mit Bewohnerinnen und Bewohnern, die problematisch waren, in denen sie die Geduld verlor, und bitten sie, den Ablauf und ihre Reaktion möglichst genau zu beschreiben. Wer auf eine solche Frage fünf Minuten lang überlegen muss, ist daran, eine beschönigende Geschichte darum herum zu fantasieren. Auch die Frage, wann jemand zum letzten Mal von einem Bewohner ein Kompliment bekommen hat, ist aufschlussreich. Kommt kein Zeichen von Emotion zum Vorschein, ist das ein Hinweis, dass das Interesse für Menschen grundsätzlich fehlt.

Wie weit ist die Professionalisierung der Personalselektion fortgeschritten in den Institutionen von Curaviva?

Sicher werden in der Heimbranche viele Entscheidungen aus dem Bauch heraus getroffen. Manchmal getrauen sich die Verantwortlichen nicht, vertieft nachzufragen. Sie sollten sich der Bedeutung der Personalselektion bewusster werden.

Nachfragen wäre ein Zeichen von Professionalität?

Nachfragen dient vor allem dazu, Zweifel auszusprechen und auszuräumen. Etwa so: «Ich habe das Gefühl, Sie sind nicht motiviert für diesen Job. Stimmt mein Eindruck?» Man soll den Mut haben zu sagen: «Ich habe bei Ihnen ganz wenig Emotionen gesehen. Sind Sie nervös, oder liegt es daran, dass Sie nicht

sehr viel Interesse an der Stelle haben? Sie reden über Abläufe, Medikamente und Wundbehandlung, aber was ich vermisse, ist das Interesse an den Bewohnerinnen und Bewohnern. Wie sieht das bei Ihnen aus, was ist Ihre Motivation?» Die Reaktion darauf zeigt viel über das Innenleben einer Bewerberin, eines Bewerbers.

Zurück zur Professionalität der Personalauswahl: Haben die Verantwortlichen in den Heimen das Rüstzeug dazu?

Die Selektion von Mitarbeitenden gehört selbstverständlich zu den Aufgaben der Heimleitungen. Mit Gesprächs- und Fragetechniken können sie vieles herausfinden, aber wenn sie den Antworten nicht aktiv zuhören und sie richtig interpretieren, haben sie nichts erreicht. Rekrutierung ist kein Fach, das man lernen kann. Es ist eine Erfahrungs- und Intuitionssache. Die hat nicht jeder.

«Fehlen Zeichen von Emotionen, ist das ein Hinweis, dass das Interesse an Menschen fehlt.»

Aber die Mitglieder von Curaviva können sich bei Ihnen Hilfe holen?

Im Moment bearbeiten wir hauptsächlich Anfragen für die Vermittlung von Fach- und Kaderleuten. Aus Kapazitätsgründen haben wir uns darauf spezialisiert. Bei Fehlbesetzungen entstehen dort die grössten Risiken.

Wird der Personalselektion in der Heimbranche genügend Aufmerksamkeit gewidmet? Oder versuchen die Verantwortlichen, mit möglichst kleinem Aufwand zu einer schnellen Lösung zu kommen?

Die Rekrutierung von Personal bekommt definitiv viel zu wenig Beachtung. Obwohl es sich lohnen würde, sich die Zeit zu nehmen und sich Mühe zu geben. Denn eine Fehlbesetzung ist für alle Beteiligten eine äusserst unangenehme Angelegenheit. Bleiben nach dem Selektionsverfahren Zweifel an einer Bewerbung, sollten die Verantwortlichen eher nein sagen. Das ist natürlich schwierig in Zeiten der Personalknappheit, wie sie im Moment herrscht. Die Heime stehen unter grossem Druck, denn es gibt heute kaum gute Pflegefachkräfte ohne Job.

Welche Möglichkeiten gibt es, die schwierige Personalsituation in der Langzeitpflege zu entschärfen?

Als Schweizerischer Dachverband müssen wir dafür kämpfen, dass die Heime und Institutionen zu Pflegefachfrauen und -männern auf Tertiärniveau kommen mit Berufsprofilen, die stimmen. Das ist unheimlich schwierig in einem ausgetrockneten Markt. Wir sind auf Menschen angewiesen, die aus dem Ausland kommen.

Mit der Anstellung von gut ausgebildeten Ausländerinnen im der Schweiz exportieren wir aber quasi den Pflegenotstand in die Herkunftsländer.

Aus ethischen Gründen hat Curaviva Schweiz beschlossen, in anderen Ländern keine Pflegefachpersonen abzuwerben. Doch wenn die Leute von sich aus in die Schweiz kommen und sich bewerben, haben wir die Möglichkeit, sie zu rekrutieren. ●

«Vertieftes Nachfragen dient dazu, Zweifel auszusprechen und auszuräumen.»

Aufbau und Funktion einer heiminternen Präventions- und Meldestelle

«Melden, was das Tageslicht nicht erträgt»

Wie können Heime Meldestellen zur Prävention von körperlicher, psychischer und sexualisierter Gewalt aufbauen? Diese Frage war Thema eines Workshops in Zürich, organisiert von Insos, dem nationalen Branchenverband der Institutionen für Menschen mit Behinderung.

Von René Staubli

Rund 40 Teilnehmende, mehrheitlich in leitender Funktion, setzten sich im Januar mit der heiklen Materie auseinander. Die Referentin Annelies Ketelaars, Mitarbeiterin der Fachstelle Prävention von Gewalt und sexueller Ausbeutung des Verbands für anthroposophische Heilpädagogik und Sozialtherapie (VAHS), eine erfahrene und dezidiert auftretende Fachfrau, erinnerte zu Beginn an den Fall H. S., der 2011 die Öffentlichkeit erschütterte. Der Sozialtherapeut hatte während 29 Jahren in verschiedenen Institutionen in der Schweiz mehr als 120 Menschen mit einer geistigen und/oder körperlichen Behinderung sexuell missbraucht.

Unter dem Eindruck dieser lange Zeit unentdeckten Taten und dem Versagen der Kontrollinstanzen entstand die inzwischen von zwölf Verbänden, Organisationen und Institutionen ratifizierte Präventions-Charta «Wir schauen hin». Sie verlangt unter anderem die Einrichtung «einer internen, niederschweligen Meldestelle mit einer fachlich kompetenten Ansprechperson».

Übergriffe in Heimen und Institutionen sind Chefsache

«Prävention ist Chefsache», machte Annelies Ketelaars gleich zu Beginn des Workshops klar. Ein Schutzkonzept könne nur

dann erfolgreich sein, wenn die Heim- oder Institutionsleitung dessen Inhalt ernst nehme und als Haltung vorlebe. Die dafür zuständige Ansprechperson brauche die volle Unterstützung der Leitung, und der zu leistende Aufwand dürfe keinesfalls unterschätzt werden: «Wer das Gefühl hat, man könne eine solche Stelle nebenbei betreiben, wird scheitern», sagte Ketelaars.

Sozialkompetenz, Vertrauenswürdigkeit, Diskretion

Die Implementierung erfordere Zeit und personelle Ressourcen. Zuerst müsse die ganze Institution das Konzept diskutieren und annehmen. Unabdingbar sei in jedem Fall, dass das Personal die Leiterin oder den Leiter der Meldestelle akzeptiere und respektiere. Diese Person müsse über Sozialkompetenz, Offenheit, Vertrauenswürdigkeit, Diskretion und Erfahrung verfügen sowie bereit sein, sich auf dem Gebiet der Gesprächsführung und Konfliktbearbeitung fortzubilden. Ketelaars empfiehlt,

immer auch mit einer externen Präventionsstelle zusammenzuarbeiten: «Es ist wichtig, die freie Wahl zu haben, ob eine Institution einen Vorfall intern oder extern melden will.» Leitungspersonen sollten ihrer Ansicht nach der Präventions- und Meldestelle nicht angehören, denn «Abgrenzung ist wichtig».

Wenn die Grundlagen für eine Meldestelle geschaffen sind, liegt es in der Verantwortung

der Ansprechperson, Informationsmaterial bereitzustellen und die nötige Infrastruktur zu schaffen. Allen Beteiligten soll klar sein, wann und wie sie die Meldestelle erreichen können (Briefkasten, Sprechstunde, Telefon mit Beantworter). Neue Mitarbeitende müssen mit dem Konzept vertraut gemacht, langjährige vom Nutzen überzeugt werden. Auch gilt es, regelmässig geeignete Weiterbildungen anzubieten. Nebst den Angehörigen muss die Institution auch die Bewohner auf sinnvolle Weise

Allen Beteiligten soll klar sein, wann und wie sie die Meldestelle erreichen können.

>>



Sozialtherapeut H. S.: Versagen der Kontrollinstanzen.

mit den geltenden Regeln vertraut machen. Das Ziel bestehe nicht zuletzt darin, ihre Selbstkompetenzen zu stärken, sagt Annelies Ketelaars: «Sie sollen wissen, was man mit ihnen machen darf und was nicht.»

Grenzverletzungen sind oft Zeichen der Überforderung

Grenzverletzungen bis hin zu Gewaltanwendungen seien oft die Folge von Überforderung, betonte die Referentin. Solche Handlungen müssten transparent gemacht und angesprochen werden. Es gehe darum, in einer Institution «ein Klima der beherzten Kollegialität» zu schaffen, in dem Verfehlungen nicht unter dem Deckel gehalten, sondern diskutiert werden. Entscheidend sei, dass die Ansprechperson der Präventionsstelle diskret arbeite, transparent vorgehe und in der Institution regelmässig, offen und in anonymisierter Form über ihre Tätigkeit berichte.

Auch in der Gruppenarbeit, die den Ausführungen der Referentin folgten, redeten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Workshops Klartext. Fremd sind ihnen das Thema und die daraus entstehenden Probleme

nicht. «Es gibt in jeder Institution Gewalt», stellte einer der Teilnehmer fest, «die Frage ist nur, wie viel.» Deshalb sei es auch so wichtig, eigenes und fremdes Versagen zu melden und zu reflektieren.

Dabei gehe es nicht ums Denunzieren, sondern um die gegenseitige Unterstützung. «Wenn Meldungen dazu führen, dass man Probleme offen anspricht, bringt das eine Institution weiter, und es entsteht ein Klima, in dem es Täter schwer haben.»

**Es ist wichtig,
eigenes und
fremdes Versagen
zu melden und
zu reflektieren.**

Was ist eine «Null-Toleranz-Politik»?

In der Plenumsdiskussion warf der praktische Umgang mit Meldungen die meisten Fragen auf. Muss die Leitung einer Institution in jedem Fall informiert werden? Wann muss man externe Hilfe beiziehen oder gar Anzeige erstatten? Und: Was muss unter dem Aspekt der in der Charta verlangten «Null-Toleranz-Politik» gemeldet werden und was nicht? «Alles, was das Tageslicht nicht erträgt», sagte Annelies Ketelaars pointiert: «Im Zweifelsfall melden, und jeden Fall vom ersten Augenblick an schriftlich dokumentieren.»

Gastgeberin Cornelia Bachofner, Bereichsleiterin Wohnen und Tagesstätten bei Insos Schweiz, plädierte am Ende des Workshops dafür, «auf diesem Hochrisikogebiet innerhalb der Institutionen eine Kultur des Hinschauens zu entwickeln». Prävention müsse im Interesse aller Beteiligten überall strukturell verankert sein. ●

Hilfreiche Links

www.charta-praevention.ch
www.limita-zh.ch/aktuell/handbuch.html
www.mira.ch/index.php?id=90 www.vahs.ch/22
www.stoeckenweid.ch/Docs/file/praeventionskonzept_04_2013.pdf

Dass die Krankheit Progerie erforscht wird, ist auch Sam Berns zu verdanken

Im Körper eines Greises

Sam Berns, der als Patient der äusserst seltenen Krankheit Progerie weltbekannt wurde, ist 17-jährig gestorben.

Von Urs Tremp

Er wurde alt. Sehr alt sogar: 17 Jahre. Allerdings: Alt war er fast sein ganzes Leben lang gewesen. Wer die seltene Krankheit Progerie hat, ist nur ein paar Monate lang jung. Dann, mit ein, zwei Jahren, werden die Kinder zu kleinen Alten.

Sie hören – genetisch bedingt – auf zu wachsen, haben Haarausfall und bekommen häufig Herzprobleme. Progerie-Kinder werden 13, 14 oder, wenn es das Schicksal gut meint, 16 oder sogar 17 Jahre alt.

Das Schicksal meinte es gut mit Sam Berns. Er hatte verständnis- und liebevolle Eltern und Grosseltern. Er ging ganz normal zur Schule, er hatte Freunde und viele Interessen.

Er wusste, dass er anders war und früher als seine Freundinnen und Freunde sterben würde. Doch im Dokumentarfilm «Life According to Sam» (2013) sagt er selbstbewusst: «Ich möchte kein Mitleid. Ich möchte, dass ihr mich kennt und seht: Das ist mein Leben.»

Sam Berns kam am 23. Oktober 1996 in Foxboro in der Nähe von Boston zur Welt. Auf Familienfilmen sieht man seine Mutter, wie sie mit einem ganz normalen Baby spielt und



Sam Berns (1996–2014): «Ich möchte, dass ihr mich kennt und seht: Das ist mein Leben.»

schmüst. Dass mit ihrem Kind etwas anders ist, bemerkten Leslie Gordon und Scott Berns neun Monate nach der Geburt. Es war ein Schock für die Mutter, als sie Gewissheit hatte. «Alles wird auf den Kopf gestellt. Das Kind würde früher alt sein als wir. Und es würde vor uns sterben. Zuerst habe ich nur geweint und geschrien.»

Weltweit sind nur ein paar hundert Kinder betroffen

Doch Leslie Gordon und Scott Berns, beide Mediziner, gingen in die Offensive. Sie gründeten 1999 die Progeria Research Foundation, die wesentlich dazu beitrug, dass die Forschung über die Krankheit vertieft wurde, obwohl nur ein paar hundert Kinder weltweit davon betroffen sind. Und vor allem versteckten sie ihren Sohn nicht. Sie wollten der Öffentlichkeit zeigen, dass Sam ein weitgehend alltägliches Leben führen kann. Tatsächlich hat Sam Berns in vielem das Leben eines normal heranwachsenden Kindes an der US-Ostküste geführt. Er hat gerne mit Lego gespielt und sich zu Hause eine riesige Lego-Welt geschaffen. Er war Schlagzeuger der Schulband. Er besuchte Popkonzerte, mochte American Football und ging gern zu den Spielen der New England Patriots. Er wurde ihr berühmtester Fan. Mit seiner Berühmtheit ging Sam Berns fast professionell locker um. Man war zuweilen nicht sicher, ob er altklug oder altersweise sprach, wenn er in Interviews jeden einzelnen Tag seines Lebens als «ein Geschenk» bezeichnete oder – wie letzten Herbst im Fernsehen – über die «Philosophie für ein glückliches Leben» («Freue dich an den kleinen Dingen») dozierte.

Die Krankheit bekam ein Gesicht

Die Krankheit bekam ein Gesicht

Bekannt wurde Sam Berns als Achtjähriger, als 2005 in der «New York Times» ein mehrseitiger Artikel über ihn erschien. Zwar hatte der Fotograf Eddie Adams zu Beginn der achtziger Jahre schon Progerie-Kinder auf der ganzen Welt porträtiert und die Bilder unter dem Titel «Growing up old» in der «Washington Post» veröffentlicht. Ein individuelles Gesicht bekam die Krankheit aber mit Sam Berns.

Eine Therapie, die das rasante Altern stoppen oder zumindest verlangsamen kann, gibt es bis heute nicht. Man weiss zwar inzwischen, wo der Defekt im Erbgut zu lokalisieren ist. Aber warum der Fehler auftritt, weiss man nicht. Es ist ein Zufallsspiel mit der Quote von 1 zu 4 (oder sogar noch mehr) Millionen. Sam Berns war ein Kind dieses Zufalls. ●

Dieser Text erschien zuerst in der «NZZ am Sonntag» (19. Januar 2014)

Neues Zentrum für Jugendforschung

Das Glück künftiger Generationen

Was brauchen Kinder und Jugendliche, damit ihre Entwicklung gelingt? Die Universität Zürich (UZH) soll dies umfassend erforschen. 70 Millionen Franken hat sie dafür bis ins Jahr 2035 zur Verfügung. Damit will Zürich zu einem Leuchtturm der Jugendforschung werden.

Von David Werner, UZH News

Es gibt verschiedenste Einflussfaktoren, grosse und kleine, auffällige und unauffällige, die bei der Entwicklung eines Menschen zusammenspielen: Familienkonstellationen, Erziehungsmethoden, frühkindliche Fördermassnahmen, soziale Verhältnisse im Wohnquartier, das Schulsystem, der Umgang mit Medien, Erlebnisse mit Gleichaltrigen auf dem Pausenhof und vieles mehr.

Multidisziplinäre Ausrichtung

Wer also nach umfassenden Erklärungen sucht, warum sich Kinder und Jugendliche gerade so entwickeln, wie sie sich entwickeln, und nicht anders, muss bereit sein, diese vielfältigen

Forschende aus Soziologie, Biologie, Psychologie und Ökonomie werden eng zusammenarbeiten.

Einflussfaktoren im Zusammenhang zu betrachten. Die Universität Zürich (UZH) macht künftig in der Jugendforschung genau dies zum Prinzip. Das bereits bestehende Jacobs Center for Productive Youth Development wird zu diesem Zweck neu organisiert, erweitert und multidisziplinär ausgerichtet. Forschende mit soziologischer, neurobiologischer, psychologischer und ökonomischer Ausrichtung werden eng und auf lange Sicht zusammenarbeiten.

Die Ressourcen für dieses ambitionierte Projekt bringen die Jacobs Foundation und die Universität je zur Hälfte auf. Sie finanzieren das Kompetenzzentrum in den nächsten 20 Jahren partnerschaftlich mit je 35 Millionen Franken. Damit seien die Voraussetzungen geschaffen, dass die UZH im Bereich der Jugendforschung zu einer international führenden Universität wird, hoffen die Verantwortlichen.

Die Universität Zürich und die Jacobs Foundation haben das Kooperationsprojekt sorgfältig aufgegleist. Zwei Jahre dauerten die konzeptuellen Vorbereitungen. Um über die Hintergründe zu informieren, luden die UZH und die Jacobs Foundation kürzlich zum Mediengespräch.

Wie Otfried Jarren, zu diesem Zeitpunkt noch Rektor ad interim, bei dieser Gelegenheit ausführte, baut das Projekt auf den Grundlagen des bestehenden Jacobs Center auf, das seit 2003 besteht und sich einen guten Ruf erworben

hat – insbesondere durch die COCON-Studie, eine repräsentative Längsschnittstudie, die das Heranwachsen von Kindern und Jugendlichen für die ganze Schweiz untersucht. Deren Ergebnisse helfen herauszufinden, wie sich Kinder und Jugendliche in unserer Gesellschaft zu gesunden und zufriedenen Erwachsenen entwickeln.

International vernetzt

Die Soziologieprofessorin Marlis Buchmann wird dem Jacobs Center für Jugendforschung, das sie seit zehn Jahren leitet, bis zu ihrer Emeritierung 2015 vorstehen. Danach treten die Neuerungen in Kraft: Das Jacobs Center wird dann nicht nur, wie bisher, über einen Lehrstuhl für Soziologie verfügen, sondern auch über Lehrstühle für Psychologie und Ökonomie. Dazu

Erforscht werden soll etwa, wie Kinder und Jugendliche Selbstkontrolle lernen.

kommen drei Assistenzprofessuren und mehrere Stellen für Doktorierende und Postdoktorierende.

Viel Wert legt das neue Zentrum auf die Vernetzung mit weltweit führenden Institutionen in der Jugendforschung und auf die Förderung des akademischen Nachwuchses. Die Nachwuchsforscherinnen und -forscher sollen am Zentrum in Zürich das Rüstzeug für eine internationale Laufbahn holen können.

Erleichterte Kooperation über Fachgrenzen hinweg

Wie Jarren weiter bekannt gab, wird das erweiterte Jacobs Center an der Andreasstrasse – UZH-Standort Zürich Nord – angesiedelt sein und als universitäres Kompetenzzentrum geführt werden – und nicht, wie bisher, als assoziiertes Institut.

Organisatorisch soll das Jacobs Center voll in die Universität beziehungsweise die Philosophische und Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät eingebettet sein. «Ein Vorteil dieser Organisationsform ist, dass sie Forschenden und Forschungsgruppen verschiedener Disziplinen die Zusammenarbeit erleichtert», sagte Jarren. Neben der Psychologie, der Soziologie und der Ökonomie werden sich auch noch weitere Disziplinen an der Jugendforschung beteiligen können. Denkbar, so Jarren, sei zum Beispiel eine Zusammenarbeit mit Forscherinnen und Forschern der Medizinischen Fakultät.

Die Universität Zürich möchte die drei Lehrstühle des Jacobs Center mit Forschenden von Weltruf besetzen. Neben wissenschaftlicher Exzellenz sei aber auch die gesellschaftliche Relevanz der Forschung ein Ziel, erklärten Stiftungsratspräsident Klaus Jacobs und die Zürcher Regierungsrätin und Universitätsratspräsidentin Regine Aeppli am Mediengespräch. Als Bildungsdirektorin des Kantons werde sie mit besonderem Interesse verfolgen, welche Erkenntnisse das Zentrum hervorbringe, die für die Schule von Relevanz seien, sagte Aeppli.

Gruppendynamiken und Selbstkontrolle

Näheres zur thematischen Ausrichtung des Jacobs Centers für Jugendforschung führte Lutz Jäncke, Psychologieprofessor an der Universität Zürich, aus. Zusammen mit dem Wirtschaftswissenschaftler Ernst Fehr verfasste er das wissenschaftliche Konzept für die Erweiterung des Jacobs Centers zu einem Kompetenzzentrum. «Das gesamte Forschungsprojekt wird in erster Linie und vorrangig empirisch und kausal erklärend angelegt sein», sagte Jäncke. Dies habe zur Folge, dass langfristig angelegte Längsschnittstudien im Vordergrund stünden.

Erforscht werden soll etwa, wie Kleinkinder ihr Gedächtnis entwickeln, wie Gruppendynamiken und soziale Normen das individuelle Verhalten beeinflussen oder wie und unter welchen Voraussetzungen Kinder und Jugendliche im Laufe ihres Entwicklungsprozesses zielorientiertes Verhalten und Selbstkontrolle lernen. Die Frage nach dem Erwerb und dem Aufbau selbstregulatorischer Fähigkeiten sei ein relativ neuer, faszinierender Aspekt in der Jugendforschung, sagte Jäncke.

Neben Grundlagenforschung haben laut Jäncke auch Fragestellungen Platz, die auf einen direkten gesellschaftlichen Nutzen zielen. Zum Beispiel wie Kinder lernen können, flexibel mit dem Druck ihrer Peers umzugehen. Oder welche Massnahmen geeignet sind, um die Leistungsfähigkeit sozial benachteiligter Schüler zu verbessern – und wie effizient solche Innovationen in volkswirtschaftlicher Hinsicht sind. ●



Hoch hinaus wollen diese Jugendlichen an der Kletterwand. Hoch hinaus will auch das Jacobs Center für Jugendforschung: Es soll eines der international führenden Institutionen auf diesem Gebiet werden.

Foto: iStock

Erste konkrete Hilfe für die Opfer von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen

Lotteriegelder für Verdingkinder

Menschen, die Opfer von Zwangsmassnahmen wurden und heute finanzielle Schwierigkeiten haben, bekommen Soforthilfe. Ein eigens dafür eingerichteter Fonds soll aus Lotteriegeldern gespeist werden.

Sie wurden als «Arbeitsscheue» oder wegen «Liederlichkeit» als Verdingkinder platziert oder weggesperrt. Ohne Gerichts-, einzig mit einem administrativen Verfahren. Dieses Unrecht, in der Schweiz bis in die Achtzigerjahre des 20. Jahrhunderts praktiziert, wird seit ein paar Jahren historisch und juristisch aufgearbeitet. Viele der Betroffenen leiden bis heute unter dem, was ihnen angetan wurde. Wegen körperlicher oder psychischer Leiden konnten oder können sie nicht voll arbeiten oder wurden oder werden nur in schlecht bezahlten Jobs beschäftigt.

Ein nun von den kantonalen Sozialdirektoren beschlossener Soforthilfefonds soll finanzielle Engpässe der Zwangsmassnahme-Opfer überbrücken helfen. Soforthilfe erhalten können Personen, deren «persönliche Integrität durch eine vor 1981 angeordnete oder vollzogene fürsorgerische Zwangsmassnahme verletzt worden ist.» Die Soforthilfe hatte der Runde Tisch für die Betroffenen von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen bereits im letzten Herbst empfohlen.

Der Fonds wird mit fünf Millionen Franken aus Lotteriegeldern gespeist. Die Beiträge der Kantone an den Fonds sollen entsprechend der Bevölkerungszahl bemessen werden. Zusammen mit Zuwendungen anderer Organisationen sowie mit Spenden Privater dürfte der Soforthilfefonds schliesslich über sieben bis acht Millionen Franken verfügen.

Nur eine Übergangslösung

Der Soforthilfefonds ist freilich nur eine Übergangslösung, bis ein Härtefall- oder Solidaritätsfonds geschaffen sein wird. Grund für das rasche Vorgehen mit dem Soforthilfefonds ist das teilweise hohe Alter der Betroffenen. Die Soforthilfe wird darum auch bereits in diesem Sommer anlaufen. Eingerichtet und verwaltet wird der Fonds von der Glückskette. Vorgesehen ist eine einmalige finanzielle Hilfe für Opfer in Notsituationen. In der Sendung «Echo der Zeit» von Schweizer Radio SRF (27. Januar) war von 4000 bis 12000 Franken pro betroffene Person die Rede. Die Zahlen wurden später vom Bundesamt für Justiz bestätigt. In derselben Sendung sagte Ursula Biondi vom Verein Rehabilitation administrativ Versorgter und selbst eine Betroffene von Zwangsmassnahmen: «Es ist erfreulich, dass endlich



Ursula Biondi: «Endlich läuft etwas.»

etwas läuft. Aber letztlich ist es auch nicht mehr als ein Tropfen auf den heissen Stein.» Der für später geplante Härtefall- oder Solidaritätsfonds soll etwas anders funktionieren als der Soforthilfefonds. Wie genau, das prüft der Runde Tisch derzeit vertieft.

«Ein erfreulicher Schritt, aber letztlich auch nur ein Tropfen auf den heissen Stein.»

Bis über die Mitte des 20. Jahrhunderts hinaus wurden in der Schweiz zahlreiche Kinder aus armen Familien an Bauernbetriebe verdingt. Oft erlebten die Verdingkinder dabei auch Missbrauch. Der Behördenwillkür waren beispielsweise Frauen ausgesetzt, die unverheiratet schwanger wurden, oder junge Männer, die als «arbeitsscheue» eingestuft wurden.

Seit vorletztem Jahr existiert eine Anlaufstelle für Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen, zu denen auch Zwangssterilisierte und Zwangsadoptierte gehören. Alt Ständerat Hansruedi Stadler (CVP/UR) wurde mit der Aufgabe betraut, zwischen Betroffenen und Behörden zu vermitteln.

Das Parlament arbeitet derzeit an einem Gesetz zur Rehabilitation der Opfer. Dieses soll das Unrecht anerkennen, aber auch die Grundlage für eine Expertenkommission schaffen, die das düstere Kapitel Schweizer Geschichte aufarbeiten wird. Die Betroffenen oder deren Angehörige sollen zudem einfachen Zugang zu ihren Akten erhalten.

Nicht im Gesetz enthalten ist eine Rechtsgrundlage für die finanzielle Entschädigung. Der Bundesrat und auch die Mehrheit des Nationalrats sind der Meinung, dies sei nicht Sache des Bundes, da Kantone und Gemeinden das Unrecht begingen. Die Guido-Fluri-Stiftung, die sich für die Opfer einsetzt, prüft deshalb eine Volksinitiative. Der Nationalrat hat die Gesetzesvorlage in der letzten Wintersession gutgeheissen – gegen die Stimmen eines Grossteils der SVP-Fraktion. Als Nächstes geht sie an den Ständerat. (ut) ●

«Die Juchli» gilt immer noch als Standardwerk in der Pflege. Die Autorin ist 80 Jahre alt

«Der Mensch braucht Lob»

Ein Gespräch mit der Schweizer Ordensschwester Liliane Juchli über ihren Longseller zur Krankenpflege und über eigene schmerzliche Erfahrungen.

Interview: Peter Wagner, DIE ZEIT

Frau Juchli, Ihr Krankenpflege-Lehrbuch ist noch immer das Standardwerk für alle Auszubildenden. Wissen Sie, wann zum ersten Mal vom «Juchli» die Rede war?

Liliane Juchli: Ach, relativ früh. Es gab ja sonst kaum etwas zum Fach. Bei mir ist damals auch zuerst die Rede von «dem Juchli» angekommen.

Entschuldigen Sie, es muss «die Juchli» heissen.

So ein Standardwerk, das muss doch von einem Mann sein, nicht wahr? Anfangs habe ich auch immer Post mit der Adresse «Herrn Professor Juchli» bekommen. Das hat sich inzwischen verändert.

Sind Sie stolz, dass Ihr Lebenswerk so eng mit Ihrem Namen verknüpft ist?

Das kam alles so langsam und war mit harter Arbeit verbunden. Für mich spielte es nie eine Rolle, ob die Menschen von der «Juchlibibel» oder vom «Standardwerk» sprachen.

Hat das auch damit zu tun, dass Sie sich bei der Arbeit an Ihrem Buch überanstrengt haben und krank wurden?

Vielleicht. Während der Arbeit an der zweiten Auflage war ich klinische Schulschwester in St. Gallen, dann habe ich die Leitung der Krankenpflegeschule in Basel übernommen und gleichzeitig die Akademie für Erwachsenen-

bildung absolviert und an der Kaderschule Unterricht zum Thema klinischer Unterricht erteilt.

Das klingt nach viel Arbeit.

Eine Absage kam nicht infrage. Mit dem Bild der Ordensfrau verband sich damals ganz stark ein «Es geht schon. Ich mach das auch noch».

So rutscht man leicht in einen Zustand, den man heute Burn-out nennen würde.

Ich war Schulleiterin der Schwesternschule in Basel, da hat man keine Depression! Als ich so krank war, dass ich Hilfe brauchte, hat man allen gesagt, ich ginge in eine Spezialklinik. Von der Psychiatrie war keine Rede.

Wie sind Sie mit der Geheimniskrämerei umgegangen?

Wie soll man damit umgehen? Man wird einsam. Sehr einsam. Als junger Mensch geht man davon aus, dass man Kräfte hat und die einsetzen kann, wie man will. Die Erfahrung, dass es da Grenzen gibt, war für mich einschneidend.

Wie lange hat Ihre Erschöpfungsdepression gedauert?

Drei Jahre vielleicht.

Eine Psychiaterin sagte mir, es sei vermessen, das Leben ohne Rückschläge bewältigen zu wollen. Sie ist der Meinung, bestimmte Traumata würden die Reflexionsfähigkeit stärken.

Und den Reifeprozess. Ohne diese Einbrüche würden wir ja gar nicht die Kräfte mobilisieren, die mobilisiert werden wollen. Traumata sind nur unterschiedlich eingreifend. Ein Liebeskummer ist ein anderes Trauma als eine Naturkatastrophe, bei der man alles verliert.

«Die Erfahrung, dass meine Kräfte begrenzt sind, war für mich einschneidend.»

>>



Liliane Juchli gilt auch mit 80 Jahren noch als Expertin in der Krankenpflege.

Foto: Florian Kalotay/13 Photo

Ist es nicht eigenartig, dass gerade eine Pflegeexpertin eine Erschöpfungsdepression erlebt?

Es ist ein anspruchsvoller Beruf, und wir stossen wie andere Menschen auch an Grenzen.

Ist das die einzige Begründung?

Man wird krank, wenn zu wenig Resonanz da ist. Der Mensch braucht Lob. Er braucht die Bestätigung «Was du machst, ist gut». Diesen Satz auch mal auszusprechen war vor 30 Jahren noch nicht so üblich. Da kann eine Frustration entstehen, die zuerst unbewusst ist und dann an den Kräften zehrt. Das Wort «Selbstpflege» war damals ausserdem noch kein Thema. Zur Pflege braucht es parallel die Selbstpflege. Das habe ich später auch in mein Pflegebuch geschrieben. Das konnte ich nur verbreiten, weil ich es selbst erfahren habe.

Wollten Sie immer Pflegeexpertin werden?

Ich wollte eigentlich für die Ingenbohler Schwestern in die Mission und war schon fünf Wochen in England gewesen, um Englisch dafür zu lernen. Dann aber rief man mich zurück. Man brauchte mich als Krankenschwester in St. Gallen. So bin ich nicht in die Mission gekommen.

Waren Sie enttäuscht?

Zuerst war meine Trauer gross. Ich konnte es lange nicht richtig verkraften, dass ich nicht gehen konnte. Deswegen war ich ja Pflegerin geworden, deswegen wurde ich Schwester. Erst später wurde mir klar: Ich gehe ja diesen Weg, nur gehe ich ihn ganz anders. Mission bedeutete für mich Entwicklungshilfe, Hilfe zur Selbsthilfe. Heute würde ich sagen: Mein Weg, wie er gelaufen ist, ist nichts anderes als Entwicklungshilfe.

Reden Sie sich Ihre Enttäuschung schön?

Ich begleite heute Menschen in Krisensituationen und fordere sie oft dazu auf, den Visionen nachzugehen, die sie zum Beispiel

«Die Juchli»

Noch heute gilt das Buch «Krankenpflege» der in Zürich lebenden Ordensschwester Liliane Juchli, 80, als Standardwerk. Es erschien erstmals vor 40 Jahren im Georg Thieme Verlag. Bis zur 8. Auflage, die 1997 erschien, begleitete Liliane Juchli das Werk. Mittlerweile gibt es eine 12. Auflage unter dem Titel «Thiemes Pflege».

Die Autorin

Liliane Juchli spricht auch heute noch auf Pflegekongressen. Vor dem Hintergrund ihrer eigenen Lebenskrisen leistet sie Menschen in problematischen Lebensphasen Beistand. Seit der Pensionierung beschäftigt sich Liliane Juchli auch mit der Frage, wie das Altern besser gelingen kann. Im Jahr 2013 sind der Film «Leiden schafft Pflege», eine Dokumentation über Liliane Juchli, und die Biografie «Liliane Juchli – Ein Leben für die Pflege» erschienen (Georg Thieme Verlag).

«Zur Pflege braucht es parallel die Selbstpflege. Das habe ich auch in mein Pflegebuch geschrieben.»

als 14-Jährige hatten. Wie sahen die aus? Irgendwas von dieser Vision kann später jeder in seinem Leben entdecken.

Viele schauen aber aufs Leben zurück und denken:

Das mit meiner Vision, das hat nicht so gut geklappt.

Genau! Weil sich Visionen vom eigenen Leben häufig nicht so erfüllen, wie man es meint. Aber erst wenn man genau hinsieht, erkennt man, dass doch eigentlich alles drin war.

Wofür braucht es eine Vision?

Um voranzukommen. Ein Mädchen will eine Prinzessin werden, ein Junge will ein Prinz werden. Wenn ich nach Berlin will, dann brauche ich eine Vision dafür, um das zu schaffen.

Sind Sie ein ehrgeiziger Mensch?

Als Kind war ich es nicht. Später: Ja.

Warum?

Mein Vater wollte kein Mädchen. Ein Mädchen verdient kein Geld. Unbewusst entwickelte sich in mir die Haltung: Dem will ich es zeigen.

Ihrem Vater?

Und der Welt. Der Motor liegt sicher so weit zurück, auch wenn ich den lange nicht wahrgenommen habe. Pflege hat mich interessiert. Wenn mich etwas interessiert, dann bleibe ich doch auch dran. Ich hätte von mir aus nie ein Buch geschrieben. Die Schulleiterin aber bat mich, die Unterlagen zu sammeln, die ich für

die Pflegeschülerinnen zusammengestellt hatte. Es gab ja nichts. Mangel ist ein grosser Motor.

Sie haben mit 60 Jahren die Arbeit am Buch abgegeben.

Eine Form von Pensionierung. Ist es Ihnen schwergefallen?

Ich habe gespürt, dass es Zeit ist. Was ich nicht vorausgesehen habe: diese Erfahrung, etwas aus den Händen zu geben. Man hat es nicht mehr in der Hand. Es ist, wie wenn bei Mutter und Vater die Kinder aus dem Haus gehen. Es ist eine existenzielle Erfahrung, etwas, das 30 Jahre ein zentraler Bestandteil des Lebens war, herzugeben. Das Buch ist heute nicht mehr mein Buch.

Um was geht es im Alter?

Um eine Neuorientierung und um das Vertiefen des eigenen Seins. Und auch um das Gebrauchtwerden.

Ist mit dem Gebrauchtwerden der eigentliche Zweck des Lebens beschrieben?

Vielleicht. Der Psychiater Victor Frankl sagte sinngemäss: Für ein sinnvolles Leben müssen wir das Gefühl haben, gebraucht zu werden, und wir müssen einem Menschen in Liebe zugetan sein. Man soll also für jemand da sein und für etwas da sein. Das sind zwei wichtige Erfahrungen für ein sinnvolles Leben.

Kann man sich das Alter vorstellen?

Wir hatten hier eine Schwester, die immer gebrechlicher wurde und schliesslich nach Ingenbohl in unser Mutterhaus woll-

>>

te. Dort wurde sie nach einiger Zeit bettlägrig. Sie lag ein Jahr lang, konnte nicht mehr aufstehen, sie konnte nicht mehr selber essen, sie brauchte Sauerstoff. Ich habe sie gefragt: Wie kann man damit leben? Sie sagte: Erst denkt man, das geht nicht. Aber wenn es so weit ist, dann kann mans. Das hat mir so viel Mut und Hoffnung gemacht. Wir wissen alle, dass der Winter kommt. Es wird kalt und kälter, ich selbst habe den Winter nicht gern. Aber wenn ich nur auf den Winter schaue, dann ist der Herbst schlimm, weil er der Weg zum Winter ist. Aber ich kann ja auch die Schönheit des Herbstes sehen. Es geht darum, wie ich hinsehe und wo ich hinsehe.

Und trotzdem kann man ganz schrecklich darunter leiden, wenn man sehr weit von seiner ursprünglichen Vision entfernt gelebt hat.

Viele Menschen sagen: «Ich habe das und das nicht oder falsch gemacht.» Dann sage ich: Schau doch bitte hin, was geworden ist! Das gilt auch bei uns Schwestern. Viele leiden darunter, dass wir in unseren Ordensformen kaum Nachwuchs haben. Sie entwickeln ein Gefühl von Schuld an diesem Zustand. Ich versuche dann immer wieder aufzuzeigen, wie wir in den vergangenen 150 Jahren mit unserem Orden in

«Im Alter geht es um die Vertiefung des eigenen Seins. Und um das Gebrauchtwerden.»

die Welt hineingewirkt haben. Wir schauen auf das, was geworden ist. Und nicht nur auf das, was nicht ist. Das gibt Kraft.

Nun haben Sie mit dem Buch der Welt etwas Sichtbares hinterlassen. Kann es sein, dass Sie sich leichter tun, mit Ihrem Leben einen Frieden zu machen?

Viele meiner Mitschwestern haben ein weniger sichtbares Leben geführt als ich. Wir haben ganz tolle Frauen, die ein ganzes Leben nichts anderes gemacht haben, als in der Küche zu arbeiten – die das aber gern machten. Dass deren Lebenswerk weniger sichtbar geworden ist, ist unerheblich.

Wie werde ich gelassen alt?

Vergleichen Sie nicht. Schauen Sie wohl auf das Leben anderer Menschen, aber seien Sie sich darüber klar, dass es nicht Ihres ist. Als ich jung war, wollte ich werden wie die heilige Theresia von Avila. Irgendwann habe ich gemerkt: Das werde ich nie sein. Nun kann ich entweder traurig sein, dass ich das nicht geworden bin. Oder ich kann sagen: Das war ihr Leben. Ich habe ein ganz anderes. Welches grösser oder besser ist? Ich weiss es nicht. ●

Anzeige

«Das Wohl Ihrer Bewohner liegt uns sehr am Herzen»

Unsere Planung und Vorbereitung, unsere Erfahrung, unser klares, effizientes System und unsere Leidenschaft machen den Umzug für Bewohner und Betreuer einfacher und komfortabler.

www.heimdislokationen.ch



Mit Garantie!

SCHNELLMANN
Heimdislokationen

Modulare Weiterbildung für Fach- und Führungspersonen in Heimen individuell – flexibel – zielorientiert

www.careum-weiterbildung.ch

careum Weiterbildung

Demenz-Tagung 24.04.2014:
Wahrheit, Wahrhaftigkeit,
Virtualität, Täuschung

Für alte Menschen ist die Liebe ebenso wichtig wie für junge

Leidenschaft fragt nicht nach dem Alter

Liebe beschäftigt die Menschen bis ins hohe Alter: «Wenn ich achtzig Jahre zählen werde, so wird ein weisses Haar vom Haupte der geliebten Frau mich mehr erzittern machen als der dichteste Zopf des allerschönsten jungen Hauptes», schrieb George Bernhard Shaw. Was aber macht echte Liebe aus?

Von Sandra Oppikofer*

Wird in der heutigen Gesellschaft über Liebe gesprochen, so steht sehr schnell die Sexualität im Vordergrund. Und dies, obwohl sich unzählige Literaten und Philosophen seit Jahrhunderten ausführlich mit allen Facetten der Liebe beschäftigt und dazu wunderbare Texte verfasst haben, die mit ihrer Tiefsinnigkeit und Schönheit kaum zu übertreffen sind. Liebe hat nichts mit Alter zu tun, sie verleiht alten Menschen ebenso Flügel wie jungen. Der englische Schriftsteller Charles Dickens (1812–1870) fragte gar: «Gibt es eine schönere Form, mit dem Leben fertig zu werden, als mit Liebe und Humor?»

Doch was ist überhaupt Liebe in einem ganzheitlichen Verständnis, was ist die «wahre» Liebe? Der französische Moralist

* **Sandra Oppikofer**, Gerontopsychologin und Betriebs-
ökonomin, ist Leiterin der Evaluation
am Zentrum für Gerontologie
der Universität Zürich. Schwerpunkte
ihrer Tätigkeit sind die wissenschaftliche
Evaluation externer Projekte sowie
die Projektkonzeption und -koordination
psychosozialer Interventionen im
Alter und bei Demenz.



La Rochefoucauld sagt dazu Folgendes: «Es ist mit der echten Liebe wie mit Geistererscheinungen: Jeder redet von ihr, aber wenige Menschen haben sie je gesehen.» Ist die Liebe etwas, das uns mit etwas Glück zufällig zuteil wird, oder benötigt sie gar bestimmte Rahmenbedingungen, damit sie überhaupt entstehen kann? Und wie steht es mit der Liebesfähigkeit? Kann diese willentlich gelernt und entwickelt werden? Überhaupt: Was geschieht mit der Liebe im Lauf eines Lebens? Verändert sie sich im Alter?

Alle kennen die Liebe, und doch ist sie nicht greifbar

Intuitiv wissen wir alle, was Liebe ist – jeder von uns hat von Geburt an eigene Erfahrungen in Sachen Liebe gemacht. Die Liebe lenkt unser Leben, sie stellt uns vor Entscheidungen und lässt uns die verrücktesten Dinge tun. Oder wie Friedrich Schiller sagt: «Sphären ineinander lenkt die Liebe, Weltsysteme dauern nur durch sie.» Soll die Liebe jedoch greifbar gemacht werden, fällt es uns meist schwer, sie zu umschreiben. Sie ist gemäss dem Schweizer Paarpsychologen Jürg Willi «ein vielschichtiges Phänomen», das sich dauernd verändert und sich deshalb kaum eindeutig definieren lässt.

Gemeinhin gilt die Liebe als die Bezeichnung für die stärkste Zuneigung und Wertschätzung, die ein Mensch einem anderen entgegenbringen kann. Liebe ist demnach ein starkes Gefühl, das sich durch innige und tiefe Verbundenheit zu einer Person ausdrückt und sich in der Regel durch eine aktive Zuwendung zum anderen äussert. Hierbei wird zunächst nicht unterschieden, ob es sich um eine tiefe Zuneigung innerhalb eines Familienverbundes (Elternliebe, Geschwisterliebe), um eine Geistesverwandtschaft (Freundesliebe, Partnerschaft) oder aber um ein körperliches Begehren handelt (auch als geschlechtliche Liebe oder Libido bezeichnet).

Die westliche Auffassung von Liebe wird von der Dreiteilung der antiken Terminologie geprägt. In der Antike wurden drei

>>

Begriffe verwendet, die unterschiedliche Formen von Liebe bezeichnen: Éros (sinnlich-erotische Liebe), Philía (Freundesliebe) und Agápe (selbstlose Liebe).

Objekte der Liebe: Partner, aber auch Tiere und Natur

Auch wenn wir in Sachen Liebe meist an die Partnerliebe denken, die in Liebesbeziehungen ihren Ausdruck findet, so treffen wir die Liebe im Alltag doch auch in anderen Erscheinungsformen an, sei es die Liebe zu einem Tier oder zur Natur. Autoren unterscheiden aus diesem Grund auch zwischen verschiedenen Objekten der Liebe. So sprechen sie beispielsweise von der Selbstliebe: Bei dieser geht man davon aus, dass sie in der Regel vorhanden ist respektive überhaupt eine Voraussetzung zur Fähigkeit zum Lieben darstellt. Weitere Arten der Liebe sind die familiäre Liebe, die Nächstenliebe, die Objekt- und Ideenliebe, die Gottesliebe und auch die sogenannte «objektlose Liebe» – diese wird auch «universale Liebe» genannt.

Es liegt wohl in der Natur der Sache, dass sich in der Wissenschaft kaum Erklärungsmodelle für die Liebe finden. Paarpsychologe Willi mutmasst, dies möge in der schwierigen wissenschaftlichen Objektivierung der Liebe liegen oder auch in der Scheu vor einer Entzauberung und der Gefahr einer Banalisierung der Liebe. Fest steht, dass gerade die psychologische Disziplin viel über die Störungen der Liebe nachdenkt, während die funktionierende Liebe wenig Beachtung erhält. Eines der

wenigen Modelle der Liebe, das in der Wissenschaft Beachtung fand, ist das «Trianguläre Modell» des Psychologen Robert J. Sternberg. Er geht davon aus, dass die Liebe in drei Komponenten abgebildet werden kann: Vertrautheit, Leidenschaft und

Wie steht es mit der Liebesfähigkeit? Kann sie willentlich gelernt und ent- wickelt werden?

Verbindlichkeit. Mit Vertrautheit meint er positive Gefühle wie Nähe und Verbundenheit, oder den Wunsch nach Wohlbefinden des Partners. Leidenschaft und Vertrautheit stehen in wechselseitiger Beziehung: Einerseits kann eine tiefe Verbundenheit Leidenschaft auslösen. Andererseits entwickelt sich in vielen Beziehungen die Leidenschaft sofort, während die Vertrautheit allmählich wächst. Erst die Vertrautheit hilft, die Verbundenheit aufrechtzuerhalten. Um eine «vollkommene Liebe» handelt es sich gemäss diesem Modell erst dann, wenn sie alle drei Grundkomponenten in gleichem Mass enthält.

Liebe ist nicht einfach, sie entwickelt sich

Dauert eine Paarbeziehung ein Leben lang an, so kann sich im Laufe des gemeinsamen Lebens eine hohe Vertrautheit und meist auch Verbindlichkeit entwickeln. In diesem Zusammenhang spricht man dann von einer dauerhaften Liebe. Landläufig gehen die meisten Menschen davon aus, dass sich die Liebe im Alter nur in diesen zwei Dimensionen abspielt und dass die Leidenschaft nicht mehr zählt. Doch dem ist meist nicht so: Findet ein Paar erst im Alter zusammen, so unterscheidet sich diese Liebe gar nicht so stark von der ungestümen Liebe eines jungen Paares.

Kai Buchholz stellt in seinem Buch über die philosophische Betrachtung der Liebe fest, dass die meisten Menschen die Lie-



Eine neue Liebe im Alter kann genau so ungestüm daherkommen wie Und eine langjährige Liebe kann über die Jahre hinweg wachsen und



wenn sich zwei junge Menschen frisch verlieben.
sich weiterentwickeln.

Foto: Jos Schmid

be als etwas begreifen, das ihnen widerfährt und das sie selbst nicht steuern können. Er fügt an, dass diese weit verbreitete Einstellung eigentlich verwunderlich sei, denn auch in anderen Zusammenhängen, in denen uns etwas widerfährt – zum Beispiel im Fall einer Krankheit –, würden wir uns ja aktiv darum bemühen, das Beste aus unserer Situation zu machen.

Doch wie lässt sich die Kunst des Liebens erlernen? Und wer erteilt Liebesunterricht? Der Autor glaubt, dass es schwerfallen dürfte, in dieser Angelegenheit an kompetente Lehrer zu geraten. Er verweist auf die Philosophie, die immer wieder sehr konkrete Hinweise gegeben habe, wie man sich als kluger Liebender (oder als kluge Geliebte) verhalten soll. So gibt Erich Fromm in seinem Buch «Kunst des Liebens» klare Antworten auf die Frage, welche Probleme der menschlichen Existenz allein mit der Liebe gelöst werden können. Auf der anderen Seite zeigt er auf, wie die Bedingungen der modernen Konsumgesellschaft dafür verantwortlich sind, dass sich das «ungeheure Potenzial der Liebe» heute nur selten entfalten kann. Ausserdem zählt Fromm auf, welche Fähigkeiten Liebende geduldig einüben müssen, bevor sich ihre Verliebtheit in echte Liebe verwandeln kann: Disziplin, Konzentration und Geduld gehören dazu, aber auch Vernunft, Demut, Objektivität, Glauben und Mut.

Prinzipiell sind Verliebt sein und Liebe an kein Alter geknüpft. Dennoch ist für viele Menschen die Liebe in der Jugend anders als im Alter, denn in der Jugend ist sie neu und frisch und die Liebesfähigkeit beginnt sich zu entfalten. In der Jugend empfinden viele ihre Gefühle viel intensiver als mit zunehmendem Alter. Das hat aber auch damit zu tun, dass im höheren Alter viele Menschen in einer Partnerschaft leben, in der die Liebe abgestumpft und die Sexualität zu einer uninteressanten Gewohnheit geworden ist. Das muss nicht sein: Liebesfähigkeit bedeutet auch die Fähigkeit, die Aussenwelt und sich selbst mit wachen Sinnen positiv wahrzunehmen. Die Liebe zur Welt entwickelt sich über die sinnliche Erfahrung, die Menschen müssen sie lernen und pflegen.

**Liebe muss nicht
immer dem Partner
gehören. Auch Tiere
und Pflanzen sind
Objekte der Liebe.**

Liebe kann im Alter neu belebt und genossen werden

Durch den Alltag stumpfen die Sinne oft ab. Dies ist allerdings kein unvermeidlicher Alterungsprozess, sondern eine Frage des Lebensstils und der moralisch-geistigen Haltung, und diese Herausforderung gilt es zu meistern. Wer sich im Alter persönlich weiterentwickeln kann – nach der Pensionierung die Beziehung neu gestalten, als Grosseltern die Enkel geniessen oder ein sinnvolles Wirkungsfeld finden –, erfährt diese Zeit als glücklichste Phase des Lebens. «Junge Liebe bedeutet, dass man glücklich sein will, alte Liebe bedeutet, dass man dem anderen sein Glück gönnt.» So bringt es Psychologin Mary Pipher in «Another Country» poetisch auf den Punkt.

Auch der österreichische Sozialphilosoph Leopold Rosenmayr spricht über die Liebe im Alter in einem positivistischen Sinn. Er sagt: «Liebe macht sehend. Liebe ist der selektiv durchhaltbare Extremfall von Zuwendung. Liebe geht zweifellos über Verpflichtung hinaus, aber muss die Verpflichtungen beinhalten»

>>

ten (...). Liebe ist eine Sonderverpflichtung mit – wenn sie glückt – höchsten Belohnungen der Wechselseitigkeit und der intrinsischen Befriedigung, weil sie auch Anerkennung vermittelt. Das Wohlbefinden in der Liebe stammt nicht zuletzt aus dieser Anerkennung. Dass Liebe als verbleibende Anerkennung auch bei Zurücktreten erotischer Reize in langfristigen Partnerschaften im späten Leben zu stützen und – auch erotisch – zu ermutigen vermag, sei hier besonders betont. Die Schönheit des alten Gesichts kann in solcherart Liebesbeziehung ihre Wirksamkeit entfalten und auch den behinderten alten Menschen als eben die geliebte Person weiterhin seelisch tragen, ertragen und anerkennen.»

Die Paarpsychologin Astrid Riehl-Emde stellt allerdings fest, dass wir noch relativ wenig darüber wissen, wie sich die Liebe im Laufe lang dauernder Partnerschaften verändert.

«Bekannt ist jedoch, dass die Qualität der Partnerschaft mit seelischer Gesundheit zu tun hat», sagt sie. So spielt eine funktionale Partnerschaft eine wichtige Rolle für die Entwicklung von Gesundheit und Wohlbefinden eines Menschen. Zudem gilt die Partnerschaft als wichtige Ressource, wenn es gilt, Krisensituationen zu bewältigen. Natürlich reiche es für ein gutes Wohlbefinden nicht aus, bloss verheiratet zu sein – immerhin kann die Ehe auch krank machen –, sagt die Paar-

psychologin: Ausschlaggebend sei die Qualität dieser Beziehung. Diese ist auch davon abhängig, ob und wie die Paare im Ruhestand ihre psychologischen Aufgaben meistern, wie ein Paar beispielsweise mit zunehmender emotionaler Abhängigkeit umgeht oder wie es den fortschreitenden Verlust an Privatsphäre verarbeitet: Gelingt es beiden Partnern, ihre Interessen auszubauen und Kontakte zur Aussenwelt zu erhalten? Bei älteren Paaren wird die Partnerschaft noch einmal beson-

ders wichtig, nachdem die Familien- und die Berufsphase in den Hintergrund getreten sind. Gemäss Riehl-Emde kämpfen ältere Paare meist mit folgenden Problemen: Nähe-Distanz-Probleme nach der Pensionierung, Belastung durch Krankheit und Rollenkehr, zunehmende Bedeutung von Erinnerungen, eheliches Burnout und Unauflösbarkeit der Bindung, unbefriedigende partnerschaftliche

Sexualität sowie Probleme mit Kindern, die in der Folge oft zu Kontaktabbruch zu den Enkeln führen. Die partnerschaftliche Liebe im Alter wird so durch etliche altersspezifische Lebensaufgaben herausgefordert.

Doch die französische Schriftstellerin Anais Nin (1903–1977) schrieb trostreich: «Liebe ist die einzige Alchemie, die alles in Gold verwandelt – sie ist der einzige Zauber gegen den Tod, das Altern und die Langeweile.» ●

«Liebe ist der einzige Zauber gegen den Tod, das Altern und die Langeweile.»

Anzeige

Aus- und Weiterbildungen in Aktivierung



Aktivierung aus erster Hand.

HF Diplom 3-jährige Vollzeitausbildung
Dipl. Aktivierungsfachfrau HF
Dipl. Aktivierungsfachmann HF
Leitung des gesamten Bereichs Aktivierung



Zertifikat FAB Fachperson in aktivierender Betreuung

Zertifikat FAA Fachverantwortliche/r in Alltagsgestaltung und Aktivierung



> Mehr zu den nächsten Infoveranstaltungen und Weiterbildungsangeboten gibts direkt via die Tags oder auf www.medi.ch

medi

medi | Zentrum für medizinische Bildung | Aktivierung
Max-Daetwyler-Platz 2 | 3014 Bern | Tel. 031 537 31 10 | at@medi.ch

CURAVIVA **weiterbildung**

Praxisnah und persönlich.

Bildung, die weiter geht!

- **Snoezelen – mit allen Sinnen die Welt entdecken**
10. März 2014, Baar
- **Mit BewohnerInnen kreativ den Jahreskreislauf gestalten**
Stilvolle Raumgestaltung und Dekorationen
14. März und 12. September 2014 (2 Tage), Luzern
- **Notfallsituationen in Altersinstitutionen**
20. März 2014, Olten
- **Pflegeprozess aktiv mitgestalten**
Den pflegediagnostischen Prozess als Herausforderung erkennen und nutzen
24./25. März 2014, Luzern
- **Lehrgang BerufsbildnerIn im Sozial- und Gesundheitsbereich**
22. September 2014 bis 24. April 2015 (17 Tage), Luzern

Weitere Informationen finden Sie unter
www.weiterbildung.curaviva.ch

CURAVIVA Weiterbildung Abendweg 1 6006 Luzern
Telefon 041 419 01 72 weiterbildung@curaviva.ch

Die Montessori-Methode stützt die Selbstständigkeit von Menschen mit Demenz

Mängel umgehen, Fähigkeiten nutzen, Menschen nicht scheitern lassen

In den USA weit verbreitet, in der Romandie immer häufiger angewendet: Die Montessori-Methode für alte Menschen mit kognitiven Störungen. Das Alters- und Pflegeheim Les Grèves du Lac in Gletterens FR hat sie vor Jahresfrist eingeführt – mit positiven Erfahrungen.

Von Paola Mori

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts entwickelte die italienische Psychiaterin Maria Montessori die nach ihr benannte Methode ausschliesslich für Kinder. In den 1990er Jahren passte der amerikanische Neuropsychologe Cameron Camp die Methode den Bedürfnissen von betagten Menschen mit Alzheimer und ähnlichen Erkrankungen an. Der mit einer Montessori-Lehrerin verheiratete Camp vermutete, dass eine Pädagogik, die sich auf die Fähigkeiten von Kindern ausrichtet, auch für ältere Menschen mit einem Verlust an Selbstbestimmung funktionieren könnte.

Auch in der Westschweiz erfolgreich

Die Montessori-Methode für Betagte mit kognitiven Störungen, die Camp anschliessend in den Vereinigten Staaten entwickelte, kommt inzwischen auch in mehreren Altersinstitutionen in der Westschweiz zum Einsatz, unter anderem im Alters- und Pflegeheim Les Grèves du Lac im freiburgischen Gletterens. Das Heim mit 32 Bewohnerinnen und Bewohnern, von denen drei Viertel an Demenz leiden, führte die Methode im März 2013 ein. Bisher nahmen neun Mitarbeiterinnen – eine Betreuerin, eine Pflegefachfrau und sieben Pflegehilfen – an einer dreitägigen Schulung teil. Diese Jahr werden sieben weitere Mitarbeitende eine Ausbildung er-

halten. Wer die Schulung im vergangenen Jahr absolviert hat, besucht einen dreitägigen Vertiefungskurs.

Die Methode zielt darauf ab, betagten Menschen einen positiven Umgang mit ihrer Umgebung zu ermöglichen, in der sie sinnvolle Tätigkeiten ausüben und damit eine soziale Rolle spielen. Grundlage dafür ist das erzieherische Vorgehen von Maria Montessori: Sie beobachtete die Kinder, ihre Entfaltung durch selbstständig ausgeführte Tätigkeiten, und passte den Unterricht an deren Fähigkeiten an.

Im Gedächtnis gespeicherte Automatismen

Auch die Bewohnerinnen und Bewohner von Altersinstitutionen sollen so viel Unabhängigkeit und Selbstständigkeit wie möglich erlangen und eigene Entscheidungen treffen. Die Leiterin des Alters- und Pflegeheims Les Grèves du Lac, Caroline Jobin, begründet die Einführung der Methode so: «Sie entspricht unserer Philosophie der Begleitung, die Selbstwertentwicklung, Entscheidungsfreiheit, Selbstbestimmung und Ressourcenerhalt fördert. Seit einigen Jahren organisieren wir regelmässig ein Frühstücksbüffet, bei dem die betagten Menschen Entscheidungen treffen können. Sie wählen zum Beispiel zwischen zwei Sorten Brot, drei verschiedenen Konfitüren, Joghurt- oder Käsesorten.»

Schon seit einiger Zeit arbeitet die Institution mit Wahlmöglichkeiten, etwa auch, was die Kleidung betrifft. «Wir fragen eine betagte Frau, ob sie ein rotes oder ein blaues Kleid tragen möchte, und zeigen ihr beide Kleidungsstücke. Mit der Montessori-Methode gehen wir jetzt einen Schritt weiter in diesem Ansatz, bei dem die Menschenwürde im Vordergrund steht.» Die Methode geht im Kern davon aus, dass Lernen für Menschen auch dann noch möglich ist, wenn die kognitiven Störungen schwerwiegend sind. Demenzerkrankungen wie Alz-

Lernen ist auch noch möglich, wenn schwerwiegende kognitive Störungen vorliegen.

>>

heimer beeinträchtigen das Gedächtnis, das für das bewusste Erinnern von Fakten und Ereignissen zuständig ist. Sie verschonen jedoch das emotionale und prozedurale Gedächtnis, das Gedächtnis der Routinehandlungen und Automatismen. Velo fahren, sich die Schuhe binden, Kleider zuknöpfen, den Tisch decken, mit Messer und Gabel essen – das alles sind Fertigkeiten, die Menschen sehr früh lernen und automatisch, ohne zu denken, ausführen.

Routinehandlungen wieder in Erinnerung rufen

Manchmal müssen diese im Gehirn registrierten Routinehandlungen den betagten Menschen mit Demenz wieder in Erinnerung gerufen werden, da sie seit Langem nicht mehr beansprucht wurden. «Wir beginnen damit, eine betroffene Person aufmerksam zu beobachten, um ihre kognitiven, sensorischen, motorischen und sozialen Kompetenzen zu erkennen. Es geht darum, die Defizite zu umgehen und die Fähigkeiten, die bei den Bewohnerinnen und Bewohnern erhalten geblieben sind, zu nutzen und ihnen Tätigkeiten vorzuschlagen, die für sie bedeutungsvoll und auf ihren Zustand abgestimmt sind. Wichtig ist dabei, die betroffenen Menschen nicht scheitern zu lassen», erklärt Caroline Jobin. Viel Arbeit leisten die Pflegenden mit den Familien, indem sie möglichst viele Informationen über die Gewohnheiten den Geschmack, die Interessen und die Vergangenheit der zu betreuenden Menschen in Erfahrung bringt. Aktiv zu sein, ist ein grundlegendes menschliches Bedürfnis. Für die meisten Menschen bedeutet «Tun» so viel wie «am Leben sein». Die Wertvorstellungen, die wir von uns entwickeln, werden zum Teil von den Aktivitäten bestimmt, die wir täglich ausüben. Dies trifft auch dann noch zu, wenn Menschen unter einer kognitiven Störung leiden. Deshalb ist es wichtig, dass die Bewohnerinnen und Bewohner jeden Tag sozial aktiv sind, um zu ihrem Selbstwert zu kommen.

Den Menschen die Aktivität zurückgeben

«Alles, was wir im Laufe des Tages tun, bezeichnen wir als Aktivität», erklärt Caroline Jobin und zählt auf: «Den Tisch decken, Wäsche zusammenlegen, die Blumen gießen, eine Mahlzeit zubereiten, Zeitung lesen, im Garten arbeiten, Lotto spielen, Musik hören, ein Getränk oder eine Speise kosten, essen. Nach der Montessori-Methode geben wir jeder Bewohnerin,



«Jeder Bewohnerin und jedem Bewohner eine Tätigkeit zurückgeben»: Im Alters- und Pflegeheim Les Grèves du Lac helfen die Betagten, nach dem Frühstück den Tisch abzuräumen.

Foto: Caroline Jobin

Für die meisten Menschen bedeutet «aktiv sein» so viel wie «am Leben bleiben».

jedem Bewohner eine Aktivität zurück, die ihren und seinen Fähigkeiten entspricht und Freude bereitet.» So bringt ein Bewohner täglich den Mobile-Kalender auf den neuesten Stand, während eine Bewohnerin das Tagesmenü an die Menütafel schreibt. Viele Bewohnerinnen und Bewohner helfen, den Tisch abzuräumen. «Sie legen das Geschirr zunächst auf die Ablagefläche ihres Rollators und nachher auf den Abräumwagen», beschreibt die Heimleiterin. «Zur Reaktivierung der häufig vergessenen Handlungsabläufe machen wir vor, wie die Aufgabe zu erledigen ist. Anschließend fordern wir die Bewohnenden dazu auf, es ebenso zu tun. Durch die tägliche Wiederholung werden solche Handlungsabläufe wieder automatisiert.» So konnte ein ehemaliger Gärtner die Arbeit im Garten aufnehmen, nachdem er die einfachsten Handgriffe wieder erlernt hatte.

Aktiv zu sein, kann auch beim Abbauen von Angst und Unruhe helfen. Eine Bewohnerin des Heims zum Beispiel begann jeden Abend um Punkt 17 Uhr, in den Korridoren auf und ab zu gehen. Das Pflegepersonal, das sich für ihre Geschichte interessierte, erfuhr, dass die Frau früher während vieler Jahre um 17 Uhr das Abendessen für die Familie zubereitete. Das Team kam auf den Gedanken, die Rastlosigkeit der Frau könnte mit dem Bedürfnis zusammenhängen, ihren Angehörigen gegenüber eine Pflicht zu erfüllen – einem Bedürfnis, das tief in ihrem Innern verankert war. Die Betreuerinnen schlugen ihr deshalb vor, beim Tischdecken mitzuhelfen. Seither findet die Bewohnerin am Abend wieder zur Ruhe. Caroline Jobin sagt: «Bei diesem Vorgehen kommt den Pflegepersonen eine Vermittlerrolle zu.

Sie handeln nicht anstelle der Bewohnerinnen und Bewohner.» Die Montessori-Pädagogik für ältere Menschen mit kognitiven Störungen bezieht die Umgebung stark mit ein. Sie achtet beispielsweise bei Geschriebenem auf die richtige Buchstabengrösse. Jede einzelne Bewohnerin bekommt eine Leseprobe, anhand derer in Erfahrung gebracht wird, welche Schriftgrösse sie lesen kann. Anstatt dass sich die Bewohnenden nun aber in einer Situation des Scheiterns wiederfinden, bitten sie die Pflegepersonen um Hilfe und bedanken sich dafür.

Aktivitäten vorbereiten

Ein anderes Beispiel: Wenn eine Bewohnerin die Aufgabe bekommt, eine Banane in Rädchen zu schneiden, entfernt die Pflegende zunächst die Schale und stellt ein Schneidebrett und eine kleine Schüssel bereit. Dann steht sie der Bewohnerin gegenüber und zeigt ihr, wie es gemacht wird. «Es ist wichtig, die Aktivität jeweils vorzubereiten und sicherzustellen, dass sie die Bewohnenden problemlos ausführen können. Ausserdem zwingen wir nie jemanden zu etwas. Am Schluss fragen wir die Bewohnerinnen und Bewohner immer, ob ihnen die Aktivität gefallen hat und ob sie einverstanden sind, sie erneut zu erledigen», sagt Caroline Jobin. Bei der Einführung der Methode in Gletterens luden die Verantwortlichen des Heims die Angehörigen zu einer Präsentation ein. «Sie zeigten sich erfreut, denn die Methode legt den Schwerpunkt auf die Fähigkeiten, die erhalten geblieben, und nicht auf diejenigen, die verloren gegangen sind. Dies ermöglicht es, die Krankheit mit anderen Augen zu betrachten. Der Neuropsychologe Cameron Camp erinnert daran, dass in Gehirnen von Alzheimer-Patienten in sehr weit fortgeschrittenen Stadien von ursprünglich 100 Milliarden Nervenzellen immer noch 60 Milliarden vorhanden sind.» Camp zufolge ermöglicht die Montessori-Methode eine Verringerung von Aggressivität und Verhaltensstörungen. Heime, die mit diesem Prinzip arbeiten, müssten weniger Medikamente verabreichen.

Die Pflegenden können die Lebensqualität der Bewohner verbessern.

Pflegende gehen eigene Wege

Die Methode hat auch positive Auswirkungen auf die Pflegefachkräfte, da sie ihnen die Möglichkeit gibt, die Lebensqualität der Bewohnerinnen und Bewohner zu verbessern. Die Pflegenden sind aufgefordert, sich kreativ zu zeigen und anhand ihrer Beobachtungen eigene Wege zu gehen. Die Schlussfolgerung der Heimleiterin: «Zu wissen, dass es zu jedem Zeitpunkt möglich ist, zu handeln und die verbleibenden Ressourcen von kognitiv beeinträchtigten Menschen zu nutzen, macht Mut und reduziert Erschöpfung und Ohnmacht.» ●

Anzeige

CURAVIVA **weiterbildung**

Praxisnah und persönlich.

Professionell führen auf allen Stufen

Praxisnahe Führungslehrgänge

für Team-, Bereichs- und Institutionsleitende im Gesundheits- und Sozialbereich

Lehrgang Teamleitung

Stufe 1 (25 Tage)

Lehrgang Bereichsleitung

Stufe 2 (22 Tage)

Lehrgang Institutionsleitung

Stufe 3 (21 Tage)

Möglichkeit zur Berufsprüfung Teamleitung nach Stufe 1, resp. eidg. Höhere Fachprüfung Institutionsleitung nach Stufen 1 bis 3

Infoveranstaltungen Mittwoch, 12. März 2014, 17.30–19.30 Uhr, Luzern
Mittwoch, 18. Juni 2014, 16.30–18.30 Uhr, Zürich
Mittwoch, 19. November 2014, 16.00–18.00 Uhr, Bern
(Anmeldung erforderlich)

Weitere Informationen und das Detailprogramm finden Sie unter
www.weiterbildung.curaviva.ch/management

CURAVIVA Weiterbildung Abendweg 1 6006 Luzern Telefon 041 419 01 72 weiterbildung@curaviva.ch

Für naturliebende Seniorinnen und Senioren: Schonende Gartenarbeit mit Hochbeeten

Gärtnern auf Augenhöhe

Der Trend für Hochbeete hat die Alterszentren erreicht: Die erhöhten Beete erlauben Gartenfreuden ohne Bücken und Rückenschmerzen. Mit doppeltem Effekt: Die Freude an knospenden Blumen tut der Seele gut, die Arbeit im Freien dem Körper.

Von Marco Sager / Claudia Weiss

Leise kündigt sich bereits der Frühling an, es dauert nicht mehr lange, bis die ersten Krokusse ihre Köpfe an die Sonne strecken. In dieser Jahreszeit denken wohl viele Bewohnerinnen und Bewohner in Altersheimen nostalgisch daran zurück, wie sie früher jeweils im Garten werkten: durch die Erde wühlen, das erste Grün sehen, Pflanzen hegen – erfüllende Momente! Wenn nur der Rücken beim Bücken nicht so schmerzen würde...

Das Seniorenzentrum Solino in Bütschwil SG hat eine Lösung gefunden und letzten Sommer eine neue Hochbeet-Anlage einrichten lassen. Das Ehepaar Egger ist begeistert: «Man kann richtig zusehen, wie Gemüse und Blumen wachsen», sagt Benedikt Egger. Der 96-Jährige ist froh, dass er sich nicht mehr bücken muss, um Pflanzen zu beobachten. Umso lieber spaziert er zusammen mit seiner Frau Louise durch den Garten des Seniorenzentrums und sieht die Pflanzen jetzt fast auf Augenhöhe.

Freude an der gemeinsamen Gartenarbeit

Auch die anderen Bewohner haben Freude an der Neuanschaffung. Etliche von ihnen helfen bei der Gartenarbeit mit, pflanzen, jäten oder giessen Blumen. Die anderen geniessen von der Ruhebank den Blick aufs frische Gemüse. Und pflegen dabei

ihre Erinnerungen: Zum Thema Gärtnern können die meisten eine Geschichte erzählen.

Hochbeete liegen voll im Trend, immer mehr Menschen setzen auf diese Methode. Die Vorteile liegen auf der Hand: Die Rücken- und Knieschmerzen beim Gärtnern fallen weg, zugleich sind Gemüse und Blumen besser vor Schnecken und Mäusen geschützt. In etwa 80 Zentimetern Höhe gedeihen Gemüse und Blumen ausserdem prächtig – die Erträge fallen dank der optimalen Humusschicht sogar um bis zu 30 Prozent höher aus. Damit nicht genug: Hochbeete lassen sich ausgezeichnet als schöne architektonische Elemente einbauen. Und weil sie sich für jedes Alter und auch für körperlich eingeschränkte Menschen eignen, bewähren sie sich als therapeutische Gärten.

Favorit Gemüse – weil Ernten Freude macht

Im Alterszentrum Solino ist Werner Anderegg für den technischen Dienst zuständig. Auch er lobt die Neuanschaffung. «Die

Hochbeete aus Holz passen gut zur Umgebung», findet er. Zudem sind sie stabil und lassen sich einfach aufbauen. Individuelle Lösungen sind die Spezialität der Gartengalerie Sager: Das Familienunternehmen bietet mehrere Modelle aus Holz und Granit und auch Varianten mit Kastenelementen oder Kombinationen mit Sichtschutz oder Gerätebox (www.sager-gartengalerie.ch). In der

Hochbeet-Anlage in Solingen arbeiten Angestellte, Bewohnerinnen und Bewohner zusammen. «Vielen gefällt diese Abwechslung», sagt Anderegg. «Sie arbeiten gerne mit.» Gegenwärtig stehe Gemüse sogar höher im Trend als Zierpflanzen: «Das Ernten bereitet allen grosse Freude.»

Umso sehnsüchtiger warten die Bewohnerinnen und Bewohner darauf, dass die ersten Frühlingssalate spriessen und die ersten bunten Krokusse ihre Köpfe aus der Erde strecken. ●

Die Rücken- und Knieschmerzen beim Gärtnern fallen weg – und die Erträge fallen höher aus.



Hochbeete machen gleich dreifach Freude: Sie erlauben auch Seniorinnen und Senioren das Gärtnern ohne Rückenschmerzen, ergeben höhere Erträge und sehen erst noch schön aus.

Fotos: Marco Sager

Die andere Sicht – Superschlitten

Ein Rollstuhl ist mehr als ein Gerät.
Er ist Ausdruck der Persönlichkeit

Von Tom Shakespeare

Wenn Sie diese Zeilen lesen, habe ich bereits meinen neuen Rollstuhl bekommen. Er ist nicht nur aus Titan und auf meinen Körper ausgerichtet, er wird auch sportwagengrün gestrichen. Das ist eine enorme Verbesserung. Mein derzeitiger Rolli droht aufgrund der rauen Behandlung an Dutzenden von Flughäfen längst auseinanderzufallen und kommt ausserdem in einem faden Blaugrau daher.

Sie müssen wissen, dass behinderte Menschen ihren Rollstuhl nicht als blosses Hilfsmittel betrachten. Er ist ein Teil von ihnen. Der Rollstuhl ersetzt die Beine, aber er ist auch eine Art Kleidungsstück wie ein schicker Anzug oder ein eleganter Mantel. Er ist ein Ausdruck ihrer Persönlichkeit. Das ist auch der Grund, warum Behinderte ihn gern mit Aufklebern oder bunten Radabdeckungen verzieren oder warum ihnen die Form der Speichen an ihren Rädern so wichtig ist.

Ein Rollstuhl verhilft nicht nur zu grösserer Mobilität, er ist kein reiner Funktionsgegenstand. Natürlich sind die Grösse der Räder, die Leichtigkeit, mit der sich die Bremsen bedienen lassen, und der Komfort der Sitzkissen von vitaler Bedeutung. Vor allem jedoch vermittelt der Rollstuhl ein Selbstgefühl. Er erlaubt es, sich auf eine bestimmte Weise zu präsentieren: als wild oder sportlich oder elegant.

Bisher waren Rollstühle immer massig, schwer und hässlich. Sie waren schwer

zu bewegen, zu breit für viele Türen und eintönig medizinisch grau. Die Erfindung des Leichtgewichtrollstuhls hat das Leben behinderter Menschen buchstäblich revolutioniert: Er verhilft ihnen zu grösserer Unabhängigkeit und verleiht ihnen ein professionelles statt invalides Aussehen.

Da ich meinen Rollstuhl als Erweiterung meines Körpers betrachte, kommt es nicht so gut an, wenn Sie sich daran festhalten, darauf abstützen oder dagegentreten. Er ist kein Möbelstück, sondern meine zweite Haut. Wenn Sie meinen Rollstuhl berühren, berühren Sie mich. Und Sie können Gift darauf nehmen, dass ich es merke.

Zum Autor: Tom Shakespeare ist Soziologe; er lebt in Norwich GB. Diese Kolumne erschien zuerst in der Januar-Ausgabe von «NZZ Folio».

Demenz

Werkzeuge für verwirrte Männer

Eine Messinghülse mit Gewinde und Holzgriff. Ein zweifach gewinkeltes Stahlblech, das an die Halterung eines Rads erinnert, darin ein aufgewickelter Lederband. Silikonringe in verschiedenen Farben. Ein Kuhhorn mit Gewinde: Was ans Tageslicht kommt, wenn man die Holzbox mit der Aufschrift «Werkzeuge» öffnet, ist faszinierend und (scheinbar) sinnlos. Hat hier jemand die Archetypen der Mechanik über das Zufallsprinzip neu kombiniert und zur Nutzlosigkeit degradiert?

Als Betrachter verspürt man unweigerlich den Drang, die merkwürdigen Gegenstände in die Hand zu nehmen, sie zu betasten, zu drücken und zu drehen. Die Objekte, die die Designerin Annina Gähwiler im vergangenen Jahr erdacht und gestaltet hat, sollen Männer mit Demenz zum sinnlich-meditativen Spielen anregen. Herkömmliche Werkzeuge würden diese Männer überfordern, weil deren (falscher) Gebrauch zu Frusterlebnissen führt. Mit Gähwilers Objekten hingegen können sie nichts falsch machen. Sie haben weder feste Aufgaben noch Funktionen. Sie sind einfach da.

Gähwiler schloss mit der Arbeit «Werkzeuge» das Studium zum Master of Design Products am Londoner Royal College of Arts ab. Der Ursprung dazu liegt in einer theoretischen Auseinandersetzung. «Ich fragte mich, wie Menschen, die aufgrund einer Demenz keine Referenzen mehr haben, ein Produkt beurteilen.» Die Designerin eignete sich Wissen über Demenz an und absolvierte ein Praktikum im Demenzzentrum Sonnweid in Wetzikon. Dabei lernte sie einen Bewohner kennen, der früher Bauer gewesen war. Auf ihn sollte die



Annina Gähwiler hat mit den «WerkZeugen» die Archetypen der Mechanik neu kombiniert.

Foto: www.deutlich.ch

erste Serie der «WerkZeuge» zugeschnitten sein. Die 32-jährige Zürcherin interviewte seine Angehörigen und besuchte seinen Hof. Dort fand sie unter anderem ein Barometer, das er täglich abgelesen hatte. Es bestand aus Nussbaumholz und Messing – zwei Materialien, die nun im «WerkZeuge»-Kasten vertreten sind. Auch der schmiedeiserne Schlüssel zur Stalltür, ein Kuhhorn und ein Fell hat sie zu Objekten inspiriert. Mittlerweile hat die Designerin in spezialisierten Schweizer Werkstätten eine erste Serie der «WerkZeuge»-Kisten produzieren lassen. Dafür erhielt Annina Gähwiler Anfang Jahr von der Stiftung Sonnweid den mit 10000 Franken dotierten Preis «Die zweite Realität».

www.nuts-on-circles.com,

www.anninagaehwiler.com

Schweiz

«Nie und nimmer ins Altersheim»

Wie möchten betagte Zürcherinnen und Zürcher wohnen? Und was erwarten sie vom Leben in den städtischen Altersheimen? Die jüngste Studie des Zentrums für Gerontologie der Universität Zürich gibt Aufschluss über die Wünsche und Erwartungen der über 75-Jährigen und zeigt, dass die städtischen Altersheime grosses Vertrauen geniessen.

Die Altersheime der Stadt Zürich sind eine gefragte Wohn- und Lebensform. Das zeigt die Studie «Im Alter ziehe ich (nie und nimmer) ins Altersheim».

78 Prozent der nicht in einem Altersheim angemeldeten Personen sagen, dass sie sich vorstellen könnten, irgendwann ins Altersheim umzuziehen: 30 Prozent sicher, 48 Prozent vielleicht. Die hohe Zustimmung macht deutlich: Das Bild der städtischen Altersheime ist viel besser als gemeinhin angenommen.

Die direkte Meinung der Zielgruppe erfahren und diese ernst nehmen: mit diesem Ziel beauftragten die Altersheime Stadt Zürich das Zentrum für Gerontologie, die Ansprüche, Meinungen und Wünsche ans Wohnen zu untersuchen. In der Befragung wurden 3500 über 75-jährige Menschen in der Stadt Zürich angeschrieben, ein Drittel von ihnen ist in einem Altersheim angemeldet. 1586 Personen füllten den 16-seitigen Fragebogen aus.

Aus den Antworten gehen die wichtigsten Anforderungen an das Wohnen im Alter hervor. Es sind die Privatsphäre: sich jederzeit ins eigene Zimmer zurückziehen können; der Wohnkomfort: ein eigenes Zimmer mit Bad oder Dusche haben; Selbstbestimmung: sein Zimmer selber einrichten und seine Aktivitäten selber wählen können; und Si-

cherheit: jederzeit Hilfe beanspruchen können, bis ans Lebensende bleiben können. «Wir sind auf dem richtigen Weg: Sicherheit, Privatsphäre und soziale Kontakte sind zentrale Aspekte von Lebensqualität, die bei uns oberste Priorität geniessen», bestätigt Rosann Waldvogel, Direktorin der Altersheime Stadt Zürich. «Gleichzeitig haben wir wichtige Hinweise für die Weiterentwicklung der städtischen Altersheime erhalten.» Diese betreffen etwa die Notwendigkeit, die 25 Häuser mit Blick auf das Machbare zu modernisieren.

Wissenschaft

Bedenken von Exit und Dignitas

Die Auseinandersetzung um das Forschungsprojekt «Lebensende» des Schweizerischen Nationalfonds (SNF) geht weiter. Die Sterbehilfeorganisationen Exit und Dignitas gaben im Januar noch einmal ihrem Unmut darüber Ausdruck, dass der als konservativ geltende Theologe Markus Zimmermann-Acklin das Projekt leitet und dass die Sterbehilfeorganisationen nicht vollständigen Einblick in die Dokumente zur Vorbereitung und zur Personalauswahl für das Projekt «Lebensende» erhalten haben. Tatsächlich dürfte dem Projekt eine wegweisende politische Bedeutung zukommen, sollen doch in «Lebensende» die ethischen, religiösen, gesellschaftlichen und juristischen Aspekte des Sterbens und damit auch Fragen nach Selbstbestimmung, Beihilfe zum Suizid oder Planung des eigenen Todes erörtert werden. Die Ergebnisse könnten zur Grundlage für die weitere gesetzliche Regelung dieser Fragen werden.

Neue Zürcher Zeitung

Sorgloser Umgang mit Opiaten

In der Fachzeitschrift «Anaesthesia» warnen die Anästhesisten und Schmerztherapeuten Mona Kotecha und Brian Sites vor einem zu sorglosen Umgang bei der Verabreichung von Opiaten zur Schmerzlinderung. In den USA sei der Verbrauch zwischen 1997 und 2007 um 150 Prozent gestiegen. Die Konsequenz: Vermehrte und zum Teil dramatisch ansteigende Abhängigkeit von Schmerzmitteln. In Europa sei die Situation noch nicht so gravierend wie in den USA, schreiben die Mediziner – und fordern ihre Kolleginnen und Kollegen in der

alten Welt zu einem sorgfältigeren Umgang auf. Tatsächlich gibt es auch in Europa Tendenzen wie in den USA. In Deutschland rügt etwa Marcus Schiltenswolf, Schmerztherapeut an der Universitätsklinik Heidelberg, dass Opiate ohne Rücksicht auf die psychische Verfassung der Patienten verabreicht werden. Dabei müsste eigentlich jeder Arzt wissen, dass Patienten, die zu Angst, Depressionen oder dazu neigen, psychische Schwierigkeiten als körperliche Beschwerden zu missdeuten (Somatisierung), keine Opiate erhalten sollten. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Bücher

In Würde alt werden

Torsten Meireis, 49, ist Professor für Systematische Theologie mit Schwerpunkt Ethik an der Theologischen Fakultät der Universität Bern. Er ist Herausgeber eines neuen Buches, das sich mit der letzten Phase des Lebens beschäftigt, dem «vierten Lebensalter». Dieses geht nicht selten mit Pflegebedürftigkeit und entsprechendem Verlust von Souveränität und Selbstbestimmung einher. Wie kann man diese Lebensphase in Würde leben? Meireis' Buch «Altern in Würde – Das Konzept der Würde im vierten Lebensalter» fragt in verschiedenen Beiträgen nach den Voraussetzungen und den Orientierungsmassstäben. Die Frage nach der Würde des Lebens in seiner letzten Phase beinhaltet unwillkürlich auch die Frage, wie man würdig dem Sterben begegnet.

Torsten Meireis (Herausgeber), «Altern in Würde – Das Konzept der Würde im vierten Lebensalter», Theologischer Verlag Zürich, 200 Seiten, 38 Franken.

Neu auf DVD

Geschichten hinter den Paralympics

Die Paralympics sind die Olympischen Spiele für Menschen mit einer körperlichen Behinderung. Hinter den sportlichen Leistungen verbergen sich häufig beeindruckende Lebensgeschichten. Im Mittelpunkt des Films stehen die Geschichten und das Leben dreier besonderer Sportler: Henry Wanyoike, ein blinder Marathonläufer aus Kenia, Kirsten Bruhn, eine querschnittgelähmte Schwimmerin aus Deutschland, und Kurt Fearnley, ein australischer Rennrollstuhlfahrer. Über ihr Sportler-Dasein



Fearnley, Wanyoike, Bruhn (v.l.): Höchstleistungen.

hinaus vollbringen sie auch im Alltag Aussergewöhnliches und zeigen sich engagiert. Die Londoner Paralympics 2012 bilden als Grossereignis den emotionalen und sportlichen Höhepunkt des Films. Die bewegende Atmosphäre der Spiele treibt die Sportlerinnen und Sportler zu Höchstleistungen an.

«Gold – Du kannst mehr als Du denkst», DVD (auch Blu-Ray), 101 Minuten, ca. 25 Franken.

Korrigendum

Zum Artikel «H.I.L.DE. misst Wohlbefinden und gibt Verbesserungen vor»

Die Curaviva-Ausgabe 11/2013 berichtete im Artikel «H.I.L.DE. misst Wohlbefinden und gibt Verbesserungen vor» über eine standardisierte Messung zur Ermittlung der Lebensqualität bei Menschen mit Demenz. Darin gab es bei der Benennung des angewandten Instruments eine Verwechslung zwischen dem Selbstevaluationsinstrument H.I.L.DE. und dem Messinstrument Qualis-LQ. Bei der in der Institution Logisplus in Köniz BE durchgeführten und im Artikel beschriebenen Lebensqualitätsmessung handelt sich um das Messinstrument Qualis-LQ, welches das Institut Alter der Berner Fachhochschule (BFH) zusammen mit dem Unternehmen Qualis Evaluation entwickelte. Dieses Messinstrument ist eine Weiterentwicklung des Heidelberger Instruments zur Erfassung der Lebensqualität demenzkranker Menschen (H.I.L.DE.), das Stefanie Becker von der BFH und Kollegen 2003 bis 2009 an der Universität Heidelberg aufbauten. Beide Instrumen-

te basieren auf einem speziell für demenzkranke Menschen entwickelten Modell, das die Lebensqualität aufgrund der vier Dimensionen subjektives Wohlbefinden, erlebte Lebensqualität, Verhaltenskompetenz und objektive Umwelt differenziert.

Während die Wissenschaftlerinnen H.I.L.DE. zur Beobachtung des mimischen Ausdrucksverhalten durch Pflegepersonen konzipierten, zielt die Weiterentwicklung Qualis-LQ auf die standardisierte Erfassung durch externe Assessorinnen und Assessoren und auf den Vergleich zwischen den messenden Institutionen (externer Benchmark). Anders als im Titel des Artikels angegeben, gibt H.I.L.DE. keine Empfehlungen oder Verbesserungen vor. Vielmehr ist es das Pflegeteam, das die Beobachtungsergebnisse jeweils individuell für den einzelnen Menschen mit Demenz interpretiert und über geeignete Massnahmen entscheidet. Bei Qualis-LQ erhalten die Einrichtungen einen ausführlichen Ergebnisbericht zu Kriterien der Struktur-, Prozess- und Ergebnisqualität mit entsprechenden Empfehlungen.

Bei der in der Curaviva-Ausgabe 11/2013 beschriebenen Qualitätsmessung handelt sich um die Messung Qualis-LQ und nicht um die Selbstbeurteilung durch H.I.L.DE. Sowohl H.I.L.DE. als auch diese Benchmark-Messung kamen auch in anderen Institutionen der Schweiz schon zur Anwendung.

Biagio Saldutto (Qualis Evaluation GmbH) und Stefanie Becker (Institut Alter der Berner Fachhochschule)

www.curaviva.ch/beraternetzwerk



Für Ihren unternehmerischen Erfolg – unser gemeinsames Beraternetzwerk

hotelleriesuisse
Swiss Hotel Association

CURAVIVA.CH

CURAVIVA.CH
EINKAUFSPOOL – RÉSEAU D'ACHATS

Beim Einkauf Geld und Zeit sparen

Spezialkonditionen/Nettopreise
Produktekataloge/Gruppeneinkäufe

Der Einkaufspool für CURAVIVA
Mitglieder

Tel. 0848 800 580 - curaviva@cadex.ch
www.einkaufcuraviva.ch

Ausgeführt durch
Realise par **cadex**

**Nähen Sie 12 Stunden
täglich solche Hemden.
Eingesperrt mit 10 weiteren
Kindern. Bei 38 Grad.**

Traurige Realität für Millionen
ausgebeutete Kinder wie Sunita.
Sie können helfen. Jetzt auf tdh.ch
f www.facebook.com/tdh

Terre des hommes
Kinderhilfe weltweit. tdh.ch

Einfach komfortabel ..



Der Clematis erfüllt alle Anforderungen an einen Pflegerollstuhl und noch mehr...

Nur beim Preis ist er knauserig!

Beachten Sie auch unsere Aktionen
unter www.gloorrehab.ch

Neu ist der Clematis mit Arbeitstisch, Seitenpelotten und winkelverstellbaren Fussplatten ausgerüstet.

Natürlich zum gleichen Preis!

Verlangen Sie ein Exemplar
kostenlos und unverbindlich
zur Probe!

Gloor Rehabilitation & Co AG

Mattenweg 5 CH - 4458 Eptingen
Tel. 062 299 00 50 Fax 062 299 00 53
www.gloorrehab.ch mail@gloorrehab.ch

CURAVIVA.CH

PERSONALBERATUNG

WEIL GUTES PERSONAL ZÄHLT

**Wir finden Ihr Wunschpersonal.
Persönlich. Professionell.**

Die Personalberatung von CURAVIVA Schweiz unterstützt Sie dabei, neues Fach- und Kaderpersonal zu suchen und gezielt auszuwählen. Profitieren Sie von unserem persönlichen umfassenden Netzwerk und langjährigen Branchenwissen.

Setzen Sie sich mit uns in Verbindung, wir informieren Sie gerne (e.tel@curaviva.ch / Tel. 031 385 33 63).

www.curaviva.ch/personalberatung

Wie **gross**
ist Ihr
Fussabdruck?



Finden Sie es heraus!
wwf.ch/footprint



QR-Code scannen
und WWF-Ratgeber-App
kostenlos installieren.

